



**Augusta,  
Königin von Preußen.**

Eine herrliche Zukunft blüht dem Staate entgegen, dessen Fürst mit Kraft, Wahrheit und Gerechtigkeit die Geschichte seines Volkes lenkt, die Machtentfaltung und das Ansehen des Staates kräftig fördert; dessen Fürstin eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften, eine um das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Landesmutter ist. Zu einem solchen Fürstenpaare blüht das preussische Volk mit Liebe und Verehrung empor; Preussens Königin Augusta, deren Portrait wir heute unseren Leserinnen vorlegen, ist eine solche Fürstin, deren Herz ihrem Volke, ihrem ganzen Lande gehört.

Königin Maria Luise Augusta Katharina — Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar und seiner gleichfalls verewigten Gemahlin Maria Paulowna, einer geborenen Großfürstin von Rußland — ward geboren am 30. September 1811 und vermählte sich am 11. Juni 1829 mit dem zweiten Sohne des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen, dem damaligen Prinzen Wilhelm, welcher später als muthmaßlicher Thronerbe den Titel Prinz von Preußen erhielt und seit dem 2. Januar 1861 als König Wilhelm der Erste Preußen regiert. Am 18. October 1861 drückte König Wilhelm zu Königsberg die Krone der Hohenzollern auf das Haupt seiner erhabenen Gemahlin.

Der einzige Sohn des Königs-paares ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren den 18. October 1831 und seit dem 25. Januar 1858 vermählt mit Victoria, Prinzess Royal von Großbritannien und Irland. Die einzige Tochter Luise wurde am 3. December 1838 geboren und mit dem regierenden Großherzoge Friedrich von Baden am 20. September 1856 vermählt.

Die Königin Augusta residirt gewöhnlich während der Wintermonate in Berlin. Wenn aber der Frühling seine Blumen streut, dann zieht es sie mit mächtiger Sehnsucht nach dem schönen Rheinlande, nach Coblenz, wo sie vor ihrer Thronbesteigung oft und lange gewohnt hat und enthusiastisch verehrt wird. Gegen Ende des Sommers pflegt sie vor ihrer Rückkehr nach Berlin noch einige Wochen in dem herrlichen „Babelsberg“ bei Potsdam zu verweilen.

Die hohe Frau, die Enkelin des kunstsinigen Karl August von Weimar, besitzt ihres Ahnen großes, warmes Herz für alles Gute und Schöne. Ihr reger, lebendiger Geist ist den Wissenschaften und Künsten mit Liebe zugehan; soweit sie es nur vermag, schützt sie dieselben, weil ihr die reichste Quelle des edelsten Vergnügens aus ihnen zufließt. Die Königin versäumt selten einen der alljährlich in der Singakademie zu Berlin stattfindenden wissenschaftlichen Vorträge; sie spornet durch den Besuch ihrer Ateliers Maler und Bildhauer an. Gern sieht sie um sich einen Kreis von Männern der Wissenschaft und Kunst, um sich mit ihnen zu unterhalten. Was irgend Bedeutsames in der Wissenschaft, Poesie oder Musik erschienen, wird dann Gegenstand der Unterhaltung, von welcher überhaupt nichts ausgeschlossen, was würdig ist, den Geist zu beschäftigen und fähig, das Herz zu vergnügen. Die Armen und Nothleidenden finden in der königlichen Frau eine liebende Beschützerin, die sich nicht damit begnügt, nur für den Augenblick und Einzelnen zu helfen, sondern die durch Unterstützung aller Wohlthätigkeitsanstalten die Noth und das Elend zu verbannen bemüht ist. So ist das Wirken der Königin Augusta nach allen Seiten hin ein segensreiches. Ihres erhabenen Gemahles Lebensaufgabe ist auch die ihrige: „Preussens Volk glücklich zu machen“.

**Auf falschen Wegen.**

Erzählung

von

**F. F. Smith.**

(Fortsetzung.)

**Neunundzwanzigtes Kapitel.**

Die trüben Erfahrungen, welche alte Männer, die junge Frauen heirathen, sehr häufig machen, sollten auch Lord Lutefring nicht erspart bleiben. Kaum war Lady Margarethe Gräfin, so verschwand die hohe Ehrfurcht, welche sie bisher für die Talente und hohe amtliche Stellung des alten Peer geäußert, so verwandelte sich das schüchterne, sanfte Wesen, das Lord Lutefring zur Gefährtin seiner Tage zu machen geglaubt, in eine höchst eigenwillige, allen Vergnügungen leidenschaftlich nachjagende Weltkame.

Lord Lutefring's Haus in London, das bei seiner Verheirathung mit der höchsten Eleganz vollständig neu eingerichtet worden, war wenigstens zweimal wöchentlich der Sammelplatz der eleganten Welt, und als der Peer seiner Gemahlin einmal Vorstellungen wegen dieses Strudels von

Festlichkeiten zu machen wagte, erhielt er die Antwort, sie habe sich nicht verheirathet, um sich von der Welt zurückzuziehen oder zur Wärterin in einem Krankenzimmer zu machen.

„Sie ist jung und lebenslustig,“ dachte Lord Lutefring, „ich werde mit ihrer Mutter sprechen, sie wird Margaretha's Thorheit einsehen und mit mehr Autorität zurechtweisen können, als ein Gatte vermag.“ Mit diesem Eingeständniß seiner Schwäche suchte er die Bibliothek auf, das einzige Gemach, was ihm bisher in seiner glänzenden Wohnung zur ungestörten Verfügung überlassen geblieben war.

Zu seinem unbeschreiblichen Mißvergnügen fand er sich auch aus diesem letzten Zufluchtsort vertrieben. Ein Theil der Meubles war herausgeräumt, seine wichtigen Staatspapiere rücksichtslos in einen Korb geworfen, um in das Zimmer des Hausmeisters gebracht zu werden, das Gemach angefüllt mit hämmernenden und klopfenden Arbeitsleuten. Mehr konnte der edle Lord Kammerherr nicht ertragen. Mit sehr bestimmtem Tone befahl er den Arbeitern, das Zimmer zu verlassen, dann ließ er den Kammerdiener rufen und gebot ihm, der Marchioness von Belgrave, sobald sie komme, anzuzeigen, daß er sie zu sprechen wünsche.

„Zu Befehl, Mylord,“ war die Antwort.

„Und was bedeutet denn diese Verwirrung hier?“ fuhr der Peer fort.

„Die Gräfin giebt ein Fest, Mylord. Die Bibliothek soll in einen Wintergarten verwandelt werden,“ berichtete der Diener.

„Ein Wintergarten,“ wiederholte der Lord und murmelte noch einige Worte zwischen den Zähnen, die einem Fluch nicht unähnlich klangen.

„Ja Mylord, Mr. Herbert hat es der Gräfin vorgeschlagen, er sagte, da Mylady keinen Frühling haben könne, so müsse sie sich mit Winterblumen begnügen.“

Der Carl sah den Sprechenden fest an, um zu erforschen, ob der Spott absichtlich oder zufällig geäußert sei, konnte aber in den ruhigen Mienen des Dieners keinen Aufschluß finden.

„Der Teufel hole diesen Herbert,“ sagte er, „von ihm gehen immer dergleichen lächerliche Vorschläge aus, er ist ein schäbiger Schlucker, der auf Kosten Anderer lebt. Laß augenblicklich die Meubles wieder hereinbringen, ich verbiete jede Veränderung in diesem Gemache.“

Der Kammerdiener verbeugte sich respectvoll.

„Es wird mich die Arbeit eines ganzen Morgens kosten, um meine Papiere wieder in Ordnung zu bringen,“ sagte der Lord mit einem verzweifelten Blick auf die vollgepackten Körbe. „Ist mein Kesse schon hier gewesen?“

„Nein, Mylord.“

„Wenn er kommt, so führe ihn in mein Ankleidezimmer.“

Mit diesem Befehle verließ Lord Lutefring die entweichte Bibliothek und suchte sein Ankleidezimmer auf.

Ein leises Klopfen riß ihn aus seinen keineswegs angenehmen Betrachtungen, die er daselbst angestellt hatte. Auf den Ruf „Hercin!“ erschien sein Kesse und Privatsecretair, der Hon. Edward Pumpkin. Auch dieser war seit seiner Verheirathung sehr verändert und weit entfernt, Hymens Fesseln als Rosenketten zu betrachten. Bei seinem Eintritt in das Haus hatte er schon die in der Bibliothek herrschende Verwirrung bemerkt und ihren Grund wohl errathen. Um seiner Schadenfreude Genüge zu thun, fragte er jedoch seinen Onkel:

„Es ist doch nicht etwa Feuer gewesen, Mylord?“

„Nein, Ned, nein. Deine Tante giebt ein Fest.“

„Schon wieder?“

„Und wollte die Bibliothek zu einem Wintergarten einrichten.“



Augusta, Königin von Preußen.

„Warum denn aber ein Wintergarten, Mylord?“  
 „Warte nur, bis Du länger verheirathet bist, dann wirst Du solche Fragen nicht mehr stellen. Der Kerl, der Herbert, hat es vorgeschlagen, Margarethe hat den Gedanken aufgefaßt und — Du weißt ja, sie ist eigenmächtig.“  
 Edward Pumpkin schrieb seiner neuen Tante in seinem Herzen noch andere, weit weniger ehrenhafte Dinge zu, da er aber durchaus nicht für gerathen fand, sich mit ihr zu überwerfen, so behielt er diese Ansichten weislich für sich und sagte laut:  
 „Herbert hat außerordentlich viel Geschmack, Lady Lutesfring könnte in keinen besseren Händen sein. Sie macht die Honneurs Ihres Hauses mit unnachahmlicher Grazie, erlauben Sie, lieber Onkel, daß ich Ihnen gratulire, Sie müssen sich sehr glücklich fühlen.“  
 „Das bin ich auch, mein lieber Nefse, doch sprechen wir nicht bloß von mir, wie geht es Dir und Deiner jungen Frau? Ihr führt ein Leben wie die Turteltauben; ist es nicht so?“  
 Der Hon. Edward Pumpkin zuckte bei dieser Bemerkung, die, wie er fühlte, eine Repräsentation sein sollte, zusammen.  
 „Priscilla ist eifersüchtig,“ antwortete er, „und ihr Vater ist, seit er Baronet geworden, unerträglich aufgeblasen.“  
 „Die gewöhnliche Erscheinung bei allen Parvenüs.“  
 „Meine Frau spricht beständig von ihrem Hause, ihrer Equipage und so weiter.“  
 „Das thut die Gräfin auch.“  
 „Sie wissen aber sehr wol, daß es Ihr Eigenthum ist und die Welt weiß es auch, das ist ein Unterschied.“  
 „Geduld, Geduld!“  
 „Die ist leicht zu predigen, Mylord.“  
 „Mein, lieber Sohn,“ sagte der Onkel, ihm die Hand auf die Schulter legend, „wenn wir einen Irrthum begangen haben, so laß uns wenigstens darüber schweigen und der Welt nicht Stoff zum Lachen über uns geben. Ich habe mich auch nicht auf Rosen gebettet.“  
 „Aber Ihre Frau ist jung und schön, meine ist weder eins noch das andere.“  
 „Aber sie ist reich und Du bist arm,“ antwortete der Peer. „Sprich nicht weiter davon, es ist nichts vollkommen in der Welt, der Weise trägt sein Kreuz in der Stille.“  
 Der Hon. Edward Pumpkin fand einen seinem Charakter nicht gerade zur Ehre gereichenden Trost darin, seinen Onkel, dessen Heirath seine Erwartungen so bitter getäuscht hatte, eben so unglücklich zu sehen, wie er selbst war. —  
 Im Boudoir der Gräfin von Lutesfring befand sich eine große Menge ihre Morgensvisiten abstattender Gäste, während alle Empfangszimmer gefüllt waren mit Malern, Decorateuren und Arbeitern aller Art.  
 „Nun, meine Theure, macht der Wintergarten schon bedeutende Fortschritte?“ fragte Miß Currey die Gräfin, welche eifrig die Arrangements besprach. Lady Lutesfring hatte einige vergebliche Versuche gemacht, sich die alte Jungfer vom Hals zu schaffen, sie waren jedoch vollständig an der Fähigkeit derselben gescheitert. Miß Currey besaß zwei mächtige Bundesgenossen: Geld und eine scharfe Zunge; die Gesellschaft ertrug sie, denn sie ward gefürchtet.  
 „Sie müssen Mr. Herbert fragen,“ antwortete Lady Lutesfring, „er hat die ganze Angelegenheit in die Hand genommen, und wenn ich damit Ehre einlege, so verdanke ich es nur seinem Geschmack.“  
 Der so belobte Herr verbeugte sich dankbar.  
 „Margarethe,“ sagte die Marchioness von Belgrave, „ich möchte die Zeichnung sehen.“  
 Mr. Herbert ging nach einem kleinen Marmorische, an welchem ein Jüngling von etwa neunzehn Jahren zeichnend saß. Niemand schenkte ihm die geringste Aufmerksamkeit, nur die Herrin des Hauses selbst richtete häufig freundliche Worte an ihn.  
 „Haben Sie die Zeichnung fertig, Langly?“ fragte Herbert den jungen Künstler. Schweigend überreichte ihm dieser das Blatt.  
 „Um, recht hübsch, was sagen Sie dazu, Marchioness?“  
 „Reizend,“ erwiderte die Dame.  
 „Es ist wirklich ganz niedlich,“ bemerkte Miß Currey, als die von Hand zu Hand gehende Zeichnung auch an sie kam. Sie richtete dabei ihre Augen bald auf den Maler, bald auf Lady Lutesfring mit einem Ausdruck der Bosheit, der vor Allen Capitain Vivian auffiel. Der abgewiesene Bewerber war ein fast täglicher Gast in Lady Lutesfring's Salon zum großen Mißvergnügen des Peers, der ihm die einst in Denton Hall belaudeten Ansehnungen weder vergeben noch vergeben hatte und ihm den Besuch seines Hauses verboten haben würde, hätte ihn nicht die Furcht, sich lächerlich zu machen, davon zurückgehalten.  
 In diesem Augenblicke wurde Mr. Herbert benachrichtigt, daß einer der mit der Decoration beauftragten Arbeiter ihn zu sprechen wünsche.  
 „Mit Ihrer Erlaubniß, Gräfin,“ sagte er und verließ auf ein zustimmendes Zeichen der Dame das Zimmer.  
 „Ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet,“ wandte sich Lady Lutesfring an den Künstler, indem sie ihm die Zeichnung zurückgab, „wann werde ich die Skizze zu meinem Costüm erhalten?“  
 „Morgen,“ erwiderte der junge Mann respectvoll.  
 „Ah, Sie haben einen hal costumé, Gräfin,“ rief Lady Priory, „das ist aber hinterlistig, Sie wollen Ihre Gäste überraschen und lassen uns kaum Zeit, die Ueberraschung zu vergelten.“  
 „Durchaus nicht, nur eine Quadrille, Mr. Herbert hat sie arrangirt und —“  
 Sie ward unterbrochen durch den Kammerdiener, welcher der Marchioness einen Brief überreichte. Sie las ihn durch, gab ihn dann ihrer Tochter und fragte sie flüsternd, was sie thun sollte.  
 „Du mußt zu ihm gehen.“  
 Die Marchioness verließ das Boudoir, um sich nach dem Ankleidezimmer zu begeben, wo ihr Schwiegersohn, der sie schriftlich um eine Unterredung gebeten, ihrer wartete. Auf dem Wege dahin begegnete ihr Mr. Herbert, der soeben die von Lord Lutesfring erteilten, seine Anordnungen aufhebenden Befehle erfahren hatte.  
 „Das ganze Fest wird davon scheitern,“ sagte er sehr aufgeregt, „Lord Lutesfring besteht darauf, die Bibliothek nicht zu räumen; unsere theure Gräfin wird außer sich sein, wenn sie hört, daß ich den Arbeitern Befehl gegeben habe —“  
 „Lassen Sie keinen der Arbeiter das Haus verlassen,“ unterbrach ihn Lady Belgrave, „es ist die Laune eines alten Mannes, die vorübergehen wird, vorübergehen muß. Mein Kind soll nicht lächerlich gemacht werden. Ich bin in wenigen Minuten wieder zurück.“

„Ich verliere wenigstens hundert Pfund dabei, wenn der alte Narr auf seinem Einfall beharrt,“ sagte Mr. Herbert, indem er nach dem Boudoir der Gräfin zurückkehrte, wo er weber durch ein Wort noch einen Blick etwas von dem so eben stattgehabten Zwischenfall merken ließ.  
 Mr. Herbert war viel zu klug, jemals nur einen Schilling von denen anzunehmen, denen er die Ehre erwies, die Arrangements ihrer Feste zu leiten, dagegen mußten ihn die Arbeiter, welche durch ihn Beschäftigung erhielten, bezahlen. Der Einfluß, den er erlangt hatte, war ein so bedeutender, daß die ganze vornehme Welt sich von ihm am Gängelbände führen ließ und ihm noch unendlich dankbar dafür war. Er gab sich nicht nur das Ansehen eines Beschützers der Künste, sondern behauptete, selbst Maler und Bildhauer zu sein, und nicht selten sahen ihm berühmte Persönlichkeiten und glaubten von ihm modellirt oder gemalt zu werden, während die wirkliche Arbeit von einem hinter einem Schirm verborgenen wirklichen Künstler ausgeführt ward.  
 Mr. Herbert ist kein erfundener Charakter, sondern das getreue Abbild einer zur Zeit der Regentchaft in London lebenden, nur zu wohl bekannten Persönlichkeit.  
**Dreißigstes Kapitel.**  
 Lord Lutesfring schlug einen sehr falschen Weg ein, indem er sich mit den Klagen über seine Gemahlin an die Schwiegermutter wandte; er würde wahrscheinlich einen weit besseren Erfolg erzielt haben, wenn er offen und eindringlich mit Margarethe selbst gesprochen hätte, denn sie war, obgleich durch eine verkehrte Erziehung falsch geleitet, doch weder böse noch herzlos.  
 Obgleich vollkommen auf den Gegenstand der Unterhaltung vorbereitet, hörte Lady Belgrave den Mittheilungen ihres Schwiegersohnes doch mit der Miene des höchsten Erstaunens zu und fragte ihn endlich mit dem Anscheine des aufrichtigsten Schmerzes, ob ihr Kind etwas gethan, was ihres Ranges und Namens unwürdig wäre.  
 „Das sage ich nicht,“ unterbrach sie der alte Peer erschrocken, da er schon im Geiste den Marquis und seine zahlreichen Schwäger herausfordernd vor sich sah, „ich beklage mich nur über ihre Vergnügungssucht.“  
 „Sind diese Vergnügen ihren Jahren etwa nicht angemessen, Mylord?“  
 „Gewiß, aber diese vielen Gesellschaften —“  
 „Meine Tochter, Mylord Lutesfring, ward für die große Welt geboren, sie ist Ihnen wie Ihrer Familie schuldig, ihren Platz darin einzunehmen. Wer besucht Ihr Haus? die Besten und Edelsten des Landes. Ihren weiblichen Umgangskreis habe ich gewählt und bin verantwortlich dafür; die Herren — doch ich erniedrige mich, indem ich mich überhaupt nur zur Vertheidigung meiner Tochter herablasse.“  
 „Sie wollen mich nicht verstehen. Ich beklage mich nicht in dieser Weise über meine Gattin. Sie zerstört durch diesen Strudel von Vergnügungen ihre Gesundheit und macht wahrhaft enorme Ausgaben.“  
 „Ich sah Margarethe nie schöner und blühender als jetzt, und was die Ausgaben betrifft, so können diese bei einem jährlichen Einkommen von siebzigtausend Pfund wol nicht in Betracht kommen.“  
 „Ich verheirathete mich nicht, um der Cassirer meiner Frau zu sein,“ entgegnete Lord Lutesfring verlegt. Dieses Fest —  
 „Wird Ihrem Namen einen neuen Glanz verleihen.“  
 „Ich habe kein Zimmer für mich. Sehen Sie, in welchem Zustande die Bibliothek ist; meine Papiere — wichtige Staatspapiere — durcheinander geworfen, Alles in der höchsten Unordnung. Sie hatten die Absicht, die Bibliothek in einen Wintergarten zu verwandeln, ich habe diesem Beginnen ein schnelles Ende gemacht.“  
 „Ich hoffe, Lord Lutesfring, Sie werden nicht so absurd handeln und Ihre Frau lächerlich machen, indem Sie darthun, daß sie in ihrem eigenen Hause nichts zu befehlen habe. Nach aller Mühe, die wir uns gegeben, das Fest recht brillant zu machen — es wäre wirklich entsetzlich!“  
 „Sie werden mir doch aber zugetehen, daß ich ein Zimmer zu meinem eigenen Gebrauch haben muß.“  
 „Natürlich, Ihr Ankleidezimmer.“  
 „Ich will die Bibliothek haben,“ erklärte der Lord sehr bestimmt.  
 „In diesem Falle wird Margarethe, wie sie es immer gethan, dem Rathe ihrer Mutter folgen, alle weiteren Vorbereitungen einstellen und die Gäste in ihren Zimmern, wie sie sind, empfangen.“  
 Lord Lutesfring wünschte sich im Stillen zu seinem Siege Glück; er kannte die Feindin nicht, mit der er sich zu messen hatte.  
 „Es wird freilich ein allgemeines Gespött verursachen,“ begann sie wieder.  
 Diese Bemerkung machte keinen Eindruck auf den Lord.  
 „Der Regent wird recht erstaunt über Ihr unehrerbietiges Benehmen sein.“  
 „Der Regent?“  
 „Wissen Sie nicht, daß er die Einladung angenommen hat? Alle Ihre Collegen werden Sie beneiden, und Sie stehen im Begriffe, ihren Verrger in Triumph zu verwandeln.“  
 „Wenn Seine königliche Hoheit wirklich geruht hat, zu versprechen, unser, wollte ich sagen, das Fest meiner Frau mit seiner Gegenwart zu beehren, so gebe ich in diesem einen Falle nach. Die ihm schuldicke Ehrfurcht überwiegt alle anderen Bedenken.“  
 „Und die Bibliothek?“  
 „Thun Sie damit nach Ihrem Gefallen. Ich könnte ja Margarethe nichts versagen, wäre ich nur überzeugt, daß sie mich wirklich liebt. Ihre Gleichgültigkeit schmerzt mich.“  
 „Meine Tochter,“ sagte die Marchioness von Belgrave, indem sie in einen vertraulichen Ton überging, „ist viel zu sorgfältig erzogen, um ihre Gefühle zur Schau zu tragen, sie sind um desto inniger und tiefer. Hat sie Ihnen nicht den überzeugendsten Beweis ihrer Liebe dadurch gegeben, daß sie aus einer ganzen Schaar von Bewerbern Sie erwählte?“  
 „Vielleicht kann ich das als einen Beweis gelten lassen.“  
 „Vielleicht?“  
 „Ich bin nicht mehr jung.“  
 „Und was hat das damit zu thun? Margarethe sah bei der Wahl eines Gatten auf ganz andere Eigenschaften, als bloße Jugend.“  
 „Rang und Reichthum,“ dachte der Peer.  
 „Geist, Talent, ein Charakter, zu dem sie aufschauen kann — so lange Sie diese Tugenden unverändert erhalten, können Sie der Liebe meiner Tochter sicher sein. Wünschen Sie, daß ich ihr unsere Unterredung mittheile oder soll dieselbe zwischen uns ein Geheimniß bleiben?“

„Ein unverbrüchliches Geheimniß.“  
 „Sie wird sich hoffentlich niemals wiederholen. Hören Sie jetzt, Mylord, noch den Rath einer Frau von Welt, die ihren Pflichten als Gattin, wie als Mutter stets untadelhaft genügt hat. Bewähren Sie Ihrer jungen Frau ohne Bedenken alle ihre unschuldigen Freuden und überlassen Sie es mir, über sie zu wachen. Sie scheinen noch etwas auf dem Herzen zu haben, betrachten Sie mich, als Ihre aufrichtige Freundin und theilen Sie es mir mit.“  
 Der Lord Kammerherr gestand, daß er sich eines Gefühls der Eifersucht gegen Herbert nicht erwehren könne.  
 Die Marchioness lachte spöttisch. „Eifersüchtig auf ihn, auf diese Puppe aus Seide und Eitelkeit!“ rief sie. „Zu erröthe für Sie; seien Sie gerecht gegen sich, wenn Sie es nicht gegen Ihre Gattin sein wollen. Mein Wort darauf, Margarethe hat kein Interesse für ihn, der sich einzig durch seine Unverschämtheit zum Drafel in der vornehmen Welt gemacht hat.“  
 „Es freut mich, daß Sie ihn so richtig beurtheilen,“ sagte ihr Schwiegersohn sehr befriedigt, „Sie werden auch davon nichts gegen Margarethe erwähnen.“  
 Lady Belgrave versprach es, hatte aber natürlich nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Tochter, sobald sie sich mit ihr allein sah, das mit dem Lord geführte Gespräch Wort für Wort mitzutheilen. Sie knüpfte daran die Ermahnung, vorsichtig zu sein, da ihr Lord Lutesfring mit einer Festigkeit entgegengetreten, die sie doch einigermaßen in Erstaunen versetzt habe.  
 „Eifersüchtig auf Herbert,“ sagte die Gräfin bitter, „wie lächerlich.“  
 „Wenn es noch Langly wäre,“ entgegnete ihre Mutter nachdrücklich, „so sollte mich das weniger wundern. Ich werde morgen hier sein, wenn er Dir die Zeichnung zu Deinem Costüm bringt.“  
 „Mama!“  
 „Ich habe es gesagt,“ unterbrach sie die Marchioness kalt, „und pflege einmal gefaßte Beschlüsse nicht zu ändern.“  
 Der junge Künstler, der zu so ersten Erörterungen zwischen Mutter und Tochter Anlaß gab, saß senkend in einem großen, schlecht meublirten Gemache, das ihm zu gleicher Zeit als Wohn-, Schlafzimmer und Atelier diente und gab sich, seine Armuth beklagend, der heißen Sehnsucht hin, Italien besuchen, die Wunder der Kunst erschauen und in ihrem Studium selbst zu einem tüchtigen Künstler erstarken zu können.  
 Ein Klopfen an der Thür schreckte ihn aus seinen Träumen. Er rief, „Herein“ und erwartete einen seiner jungen Kunstbrüder eintreten zu sehen. Er hatte sich jedoch getäuscht, denn vor ihm stand ein Mann in vorgerückten Jahren, dessen Kleidung auf den kürzlich durch den Tod erlittenen Verlust eines nahen Verwandten schließen ließ.  
 „Sie heißen Langly und sind Maler?“ redete er den jungen Mann an.  
 „Aufzuwarten,“ entgegnete Langly, der nicht recht wußte, was er aus dem Besuch machen sollte, denn der einfache Mann hatte durchaus nicht das Aussehen eines Gemäldeliebhabers.  
 „Sie hatten kürzlich ein Bild „die Zerstörung Jerusalems“ beim Bildhändler Watson?“  
 „Ja.“  
 „Ich habe es gekauft.“  
 „Sie haben mir viel Ehre erwiesen, mein Herr, darf ich fragen, mit wie ich das Vergnügen habe?“  
 „Mein Name ist Harrison,“ erwiderte der alte Mann, „Erlauben Sie, daß ich mich setze, der Weg hat mich etwas ermüdet.“  
 Der Maler holte einen Stuhl, und bot ihn dem Fremden. Dieser blickte ihm ernst und forschend ins Gesicht, dann wie sich plötzlich bestimmend, nahm er Platz und sagte, um sich blickend: „Sie haben gerade keine angenehme Wohnung.“  
 „Der Pfad des Künstlers ist meist mit Dornen besetzt,“ antwortete Langly, dem das Benehmen des Fremden immer räthselhafter ward.  
 „Der Zweck meines Besuches ist, fuhr Mr. Harrison fort, „bei Ihnen anzufragen, ob Sie mir ein Gegenstück zu dem bereits gekauften Bilde machen wollen.“  
 „Aber ich bin noch ein Neuling in der Kunst!“ rief der junge Maler, durch dieses Anerbieten in das größte Erstaunen versetzt. „Auch muß ich gestehen, daß das von Ihnen angekaufte Gemälde nur ein Entwurf war.“  
 „Ich errieth, daß es nicht unter den günstigsten Verhältnissen gemalt sei und ward begierig, zu erfahren, was Sie leisten können, wenn Ihr Genies nicht durch kleinliche Sorgen gehemmt wird. Sie werden das vielleicht eine Laune nennen, — mag es sein, ich bin reich genug, sie befriedigen zu können.“  
 „Sammeln Sie schon lange Zeit Gemälde?“ fragte Langly, der nicht recht wußte, ob er das, was ihm geschah, für Traum oder Wirklichkeit halten sollte.  
 „Ich habe in jüngeren Jahren viele Gemälde gesehen, die bedeutenderen Gallerien von ganz Europa sind mir bekannt, aber Ihr Bild ist das einzige, was ich jemals kaufte. Sie haben mir aber meine Frage noch nicht beantwortet.“  
 „Ich nehme Ihr Anerbieten sehr dankbar an, mein Herr,“ erwiderte der junge Mann, „und werde mein Bestes thun, Ihr Wohlwollen zu verdienen. Wollen Sie mir das Sujet bestimmen?“  
 „Nein, ich überlasse das Ihnen, das Talent darf nicht eingezwängt werden. Bitte, bestimmen Sie auch den Preis.“  
 Der arme Langly glaubte schon sehr unverschämmt zu sein, wenn er die Summe von zwanzig Pfund forderte, der Fremde erklärte dies jedoch für einen lächerlich niedrigen Preis.  
 „Hier ist eine Banknote von hundert Pfund als Abschlagszahlung,“ sagte er, „es ist ein mich im höchsten Grade interessirendes Experiment, das ich mit Ihnen mache.“  
 „Und ein sehr kostspieliges, mein Herr.“  
 „Wann werden Sie beginnen?“  
 „Morgen.“  
 „Ist es Ihnen unangenehm, wenn ich Sie zuweilen in Ihrem Atelier besuche und den Fortschritten Ihrer Arbeit zusehe? Ich bin ganz allein in der Welt, ohne Kinder, ohne Verwandte, das wird mich zerstreuen.“  
 Der arme Künstler, dessen Herz von Dankbarkeit überflöß, versicherte, daß er sich stets glücklich schätzen werde, seinen Gönner und Wohlthäter bei sich zu sehen.  
 „Ich liebe diese Worte nicht,“ entgegnete der Fremde.  
 „Freund — gütiger Freund,“ sagte der junge Mann zögernd, als fürchte er, den Fremden durch eine derartige Vertraulichkeit zu beleidigen.  
 „Das ist besser. Sie heißen Langly,“ wiederholte Mr. Harrison, im Begriff, das Atelier zu verlassen, „der Name“

ist mir bekannt, ich traf vor Jahren mit einem Oberst Langly in Italien zusammen, sind Sie dessen Sohn oder vielleicht ein Verwandter von ihm?"

"Weder das Eine noch das Andere," entgegnete der Künstler, durch diese Frage offenbar in Verlegenheit gesetzt. "Die einzigen Verwandten, welche ich jemals kannte, waren arme einfache Leute. Ich hielt mich lange Zeit für ihren Sohn, bis der alte Mann, der mich erzog, mir auf seinem Sterbebette bekannte, ich sei ihm von einem entfernten Verwandten übergeben, der regelmäßig eine kleine Summe für meinen Unterhalt bezahlte. Wahrscheinlich war dieser mein Vater."

"Wir haben heute Mittwoch," sagte Mr. Harrison, "Montag werde ich wieder zu Ihnen kommen. Leben Sie wohl." Er reichte ihm die Hand, Langly drückte sie mit unwilliger Dankbarkeit und fühlte mit Verwunderung, daß sie zitterte.

"Wer er auch sei," rief der junge Künstler, sobald er sich allein sah, "Gott segne ihn für seine Großmuth, denn sie erlöset mich von der elenden erniedrigenden Abhängigkeit von Herbert. Es ist Wahrheit, es ist Wirklichkeit!" fuhr er fort, die Banknote triumphirend hin und her schwenkend. Hundert Pfund! Wie oft habe ich geträumt, im Besitz einer solchen Summe zu sein, mir ausgemalt, was ich damit thun würde, und nun gehört sie mir, gehört mir auf eine ehrenvolle Weise, ich habe nicht nöthig, sie mit Herbert zu theilen, um seine Gönnerschaft zu bezahlen."

"Doch halt!" fügte er nach einer Pause gedankenvoll hinzu. "Noch ist das Geld nicht mein, noch habe ich die dafür bedingte Arbeit nicht gethan. Der unbekante Wohlthäter hatte durchaus nicht das Ansehen eines Kunstfreundes, seine Worte waren freundlich, aber nicht enthusiastisch und er hat keinen Blick auf meine Zeichnungen und Skizzen geworfen. Wenn er sich nun einen grausamen Scherz mit mir erlaubt und mir eine werthlose Note gegeben hätte?"

Die Vermuthung war so quälend, daß der Künstler seinen Zweifel sofort ein Ende zu machen beschloß. Er vertauschte seine Bluse mit dem Rock und eilte nach der Bank. Langly präsentirte die Note, sie ward richtig befunden und ihm auf seinen Wunsch in Goldstücken ausbezahlt. Die Art und Weise, wie er das Geld in Empfang nahm, durchzählte und einsteckte, erregte große Heiterkeit bei den Beamten der Bank, denn es ging daraus unzweifelhaft hervor, daß dies der erste Besuch war, den der junge Mann dem weltberühmten Gebäude abstattete.

Einunddreißigstes Kapitel.

"Sind Sie es wirklich, Mr. Langly?" hörte der junge Künstler in dem Augenblicke, wo er das Bankgebäude verließ, hinter sich rufen. Er wandte sich um und erblickte Miß Currey, die von ihm unbemerkt eine Begleiterin seines Wechselgeschäfts gewesen war.

"Begleiten Sie mich nach meinem Wagen und fahren Sie mit mir," sagte die alte Dame, "ich werde Sie bei Ihrer Wohnung absetzen. Es ist nicht rathsam, mit so viel Gold in der Tasche durch die Straßen zu gehen."

Miß Currey hatte den Maler häufig in Lady Lutefring's Salon gesehen und trotz seines untadelhaften Gesellschaftsanzuges seine Armuth errathen, eben so wenig war ihr aber das Interesse verborgen geblieben, welches die Gräfin an dem jungen Manne nahm. Alle diese Umstände erregten ihre Aufmerksamkeit und ließen sie die Gelegenheit, mit Langly ein kleines, ungestörtes Examen anstellen zu können, mit Freuden ergreifen.

"Haben Sie ein Gemälde verkauft oder eine Erbschaft gemacht?" fragte sie, nachdem Langly neben ihr Platz genommen.

"Das Erstere, Miß Currey; eigentlich kann ich auch das nicht sagen, denn ich habe das Gemälde noch nicht einmal angefangen."

"Ein Auftrag also?"

"Ja, von dem großmüthigsten Gönner. Denken Sie nur, ein mir ganz unbekannter Herr kam vor wenigen Stunden zu mir, bestellte ein Gemälde und zahlte mir vorläufig hundert Pfund dafür."

"Das ist in der That sehr anerkennenswerth. Waren sonst keine Bedingungen dabei?"

"Weiter keine, als daß ich meinem Auftraggeber erlaube, sich von Zeit zu Zeit persönlich von den Fortschritten der Arbeit zu überzeugen."

"Das muß ein sehr enthusiastischer Kunstfreund sein, oder ist es vielleicht eine Kunstfreundin?"

Langly erröthete tief.

"Sie brauchen nicht roth zu werden," fuhr sie dies bemerkend fort, "warum sollte denn nicht auch eine Dame sich für Ihr bedeutendes Talent und Ihre Erfolge interessieren? Sie zeichnen wirklich reizend. A propos, haben sie der Lady Lutefring schon die Zeichnung zu ihrem Costüm für den nächsten Ball gebracht?"

"Ich schickte sie ihr. Warum sehen Sie mich so ungläubig an?"

"Weil ich glaube, Ihr Glücksrad würde von der Hand einer Frau in Bewegung gesetzt; Männer pflegen selten so großmüthig zu sein."

"Diesmal befinden Sie sich im Irrthum."

"Sie täuschen mich also nicht mit der Personalbeschreibung Ihres unbekanten Beschützers?"

"Auf meine Ehre, ich täusche Sie nicht."

"Ich glaube Ihnen," sagte Miß Currey, ihn ernst betrachtend. "Vielleicht haben Sie das unerwartete Glück Mr. Herbert's Empfehlung zu danken."

"Gewiß nicht."

Die Dame glaubte es ebenfalls nicht und hatte die Bemerkung nur gemacht, um Langly auch über diesen Punkt auszuforschen. Sie fügte deshalb hinzu: "Mr. Herbert besitzt großen Einfluß, seine Protection muß für einen jungen Künstler von unschätzbarem Werthe sein."

"Er besitzt großen Einfluß, Miß Currey."

"Und auch Edelmuth?"

Der junge Mann antwortete nicht. Er glaubte es seiner Ehre schuldig, die Bedingungen, welche Mr. Herbert für seine Gönnerschaft stellte, geheim zu halten.

"Was würden Sie sagen," begann Miß Currey nach einer Pause wieder, wenn ich Sie um dieselbe Günstigkeit, die Ihr Auftraggeber von Ihnen verlangt hat, nämlich, Sie besuchen und die Fortschritte Ihres Gemäldes beobachten zu dürfen?"

"Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Sie bei mir zu sehen, war die Antwort."

Sie hatten unter diesem Gespräche Sidney Langly's Wohnung erreicht. Der junge Mann dankte Miß Currey und stieg aus dem Wagen, während sie dem Kutscher gebot, zur Gräfin von Lutefring zu fahren.

Es war eine ziemlich frühe Stunde für einen Vormittagsbesuch, dennoch war die Marchioness von Belgrave schon lange vor Miß Currey bei ihrer Tochter eingetreten. Die junge Gräfin war durchaus nicht sehr entzückt von dieser mütterlichen Aufmerksamkeit, denn sie wußte sehr wohl, daß dieselbe keinen anderen Zweck hatte, als bei Langly's erwartetem Besuche gegenwärtig zu sein. Mit schlecht verhehlter Unzufriedenheit fragte sie deshalb:

"Was in aller Welt bringt Dich so früh hierher, Mama?"

"Du kannst noch fragen, süßes Kind, nur die Sorge um Dich. Du sollst Dich nicht anstrengen, Deine Schönheit nicht beeinträchtigen, indem Du Dich zu viel mit den Vorbereitungen zu dem Feste beschäftigst, ich bin weit eher daran gewöhnt und komme, Dir zu helfen."

"O ich danke, Mama," war die etwas gedehnte Antwort.

"Ueberlaß mir die Sorge für die Arrangements und beschäftige Dich lediglich mit Deiner Toilette. Du hast Dich doch schon entschrieben?"

"Noch nicht," entgegnete Lady Lutefring ungeduldig.

"Ist es nicht Zeit, mein Kind?"

"Die höchste Zeit. Er hätte die Zeichnung schon vor zwei Stunden bringen sollen."

"Er? Wen meinst Du, Margarethe?"

"Du weißt ja, Mama, der junge Künstler, den Herbert empfahl, Mr. — Mr. — ich vergesse den Namen immer."

"Ich weiß schon, wen Du meinst, Mr. Langly. Derartige Leute sind selten pünktlich, sie haben ihre eigenen, gewöhnlicheren Vergnügungen. Warum ziehst Du denn Deine Kammerfrau nicht zu Rathe?"

"Langly hat so viel Geschmack, so viel Phantasie."

"Schade, daß er nicht auch die Tugend der Pünktlichkeit besitzt."

Ein leises Klopfen ließ sich an der Thür des Zimmers vernehmen, dann trat ein Page ein, der seiner Gebieterin ein kleines Packet auf einem silbernen Präsentirteller überreichte. Lady Lutefring griff schnell danach.

"Wartet der Herr draußen?" fragte sie.

"Nein, Mylady, das Packet kam mit der Post."

Das Siegel des Umschlages ward erbrochen. Eine reizende Zeichnung, das Costüm eines dalmatischen Landmädchens, war darin enthalten.

Die Marchioness sprach ihre höchste Zufriedenheit aus, Lady Lutefring fand den Kopfsputz etwas steif und erklärte, sie werde sogleich an Langly schreiben, damit er unverzüglich zu ihr komme und einige Veränderungen daran vornehme.

"Ich werde für Dich schreiben, mein Kind," sagte Lady Belgrave, "Du sollst Dich durchaus nicht so sehr ermüden."

Sie setzte sich an den kostbaren Schreibtisch ihrer Tochter, warf einige Zeilen auf einen Bogen duftenden Papiers, faltete den Brief zusammen, klangelte und befahl dem eintretenden Page, diesen Brief sofort durch einen Diener an seine Adresse zu schicken und Mr. Langly sagen zu lassen, die Marchioness von Belgrave erwarte ihn mit großer Ungeduld.

In diesem Augenblick ward Miß Currey gemeldet.

"Welche reizende Zeichnung!" rief die alte Dame, sobald die ersten Begrüßungen vorüber, das auf dem Tische liegende Blatt in die Hand nehmend, "wie kleidsam! Sie werden bezaubernd darin aussehen, Lady Lutefring. Brachte es Mr. Langly?"

"Er schickte es," antwortete die Marchioness, das Wort betonend, "er hätte es wol bringen können, denn meine Tochter hat ihn darum, aber man kann sich auf solche Leute nicht verlassen, ich bin nun schon zwei Stunden hier."

"Sehr schlaue," dachte Miß Currey, welche die Absichten der klugen Mutter wol durchschaute, laut sagte sie: "Sie dürfen es Mr. Langly nicht übel nehmen, er ist durch ein ganz merkwürdiges Ereigniß zurückgehalten worden. Er hat einen Gönner gefunden, der ein Bild bei ihm bestellt und hundert Pfund auf Abschlag dafür gezahlt hat."

"Ich bin aufrichtig erfreut, das zu hören, aber ist es auch gewiß wahr?" fragte Lady Lutefring.

"Ganz gewiß," entgegnete Miß Currey. "Ich traf ihn auf der Bank, wo er seine Note wechselte, und brachte ihn in meinem Wagen nach Hause. Der junge Mann gefällt mir, denn er ist geschickt, liebenswürdig und bescheiden."

Lady Lutefring fand Miß Currey heute eben so unterhaltend wie angenehm.

Sidney Langly breitete, sobald er sein Atelier erreicht hatte, die glänzenden Goldstücke vor sich aus und betrachtete seinen Schatz lange Zeit in schweigendem Entzücken.

"Das ist Schwäche," rief er, sich endlich ermannend, "das thörichte Spiel eines Kindes; Gold darf nur Mittel, nicht Zweck sein und mir, mir soll es das Mittel werden, endlich mit Ruhe an die Arbeit gehen zu können, den Traum, den ich schön und glänzend in meiner Seele trage, nun verkörpert vor mir auf der Leinwand zu sehen." Er verschloß das Geld in einen altmodischen Koffer, dessen Schlüssel er zu sich steckte, dann begann er sogleich an einem Entwurf zu dem von seinem Wohlthäter bestellten Gemälde zu arbeiten.

Er war mit Leib und Seele bei seinem Werke, als der Diener ihm den Brief der Marchioness von Belgrave brachte.

"Es ist mir unmöglich," sagte der junge Mann, nachdem er ihn gelesen. "Ich kann jetzt nicht ausgehen, denn ich bin sehr beschäftigt. Ich werde heute Abend die Ihre haben, Ihrer Gebieterin aufzuwarten."

"Aber der Wagen wartet," bemerkte der Diener, der nicht begreifen konnte, wie ein gewöhnlicher Maler, wenn seine Herrin befohl, nur noch einen Augenblick zögern konnte, zu ihr zu eilen.

"Sie haben Ihren Bescheid."

"Bedenken Sie —"

"Verlassen Sie mich!" rief der junge Mann heftig, "Ihre Gegenwart stört mich bei meinem Schaffen."

Der Diener gehorchte und erzählte die, wie es ihm erschien, beispiellose Frechheit zu Hause dem Kellermeister als ein trauriges Zeichen der Zeit.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Lady Lutefring war eben so erstaunt, als in ihren Erwartungen getäuscht durch Langly's Weigerung, sein Atelier zu verlassen, ihre Mutter dagegen fand darin eine ganz vortreffliche Veranlassung, den jungen Mann für immer aus dem Hause zu verbannen.

"Du kannst natürlich nicht nochmals nach ihm schicken, oder ihn je wieder empfangen," sagte sie sehr bestimmt zu ihrer Tochter.

"Das Genie ist eccentric, Mama."

"Impertinent wäre der richtigere Ausdruck, Margarethe."

"Aber die Veränderung meines Costüms?" "Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Befehle ausgeführt werden," sagte Mr. Herbert, der inzwischen gekommen war, "verlassen Sie sich darauf, gnädige Gräfin, es muß von Seiten Ihres Voten ein Irrthum begangen sein, Langly kann unmöglich so unklug, so undankbar handeln."

"Mein Vote, wenn Sie erlauben," bemerkte die kluge Mutter, "ich fühle mich im höchsten Grade beleidigt. Ich selbst schrieb an den jungen Mann, meine Tochter würde nie daran gedacht haben."

"Ne," wiederholte die Gräfin.

Mr. Herbert lächelte. "Ich werde sogleich zu Langly gehen und mir eine Erklärung ausbitten," sagte er, "ich kann mir nicht denken, daß er sich der Theilnahme, die ich für ihn gehegt, so unwürdig zeigen sollte."

"Ich glaube kaum, daß er Ihnen eine befriedigende Antwort ertheilen wird," entgegnete die Marchioness. "Ihr Schützling hat einen neuen Gönner gefunden, der ein Gemälde bei ihm bestellt und ihm hundert Pfund auf Abschlag gezahlt hat."

"Solche Kunstfreunde sind selten," bemerkte Herbert ungläubig.

"Selten oder nicht, Langly hat einen solchen gefunden, ich hörte es von Miß Currey, die ihn auf der Bank getroffen und in ihrem Wagen nach Hause gebracht hat."

Statt seinen gewöhnlichen Spazierritt im Park zu machen, eilte Herbert nach dem Atelier seines Schützlings.

"Langly, mein lieber Junge, ich habe Sie soeben vertheidigt," rief er mit gehobelter Treuerherzigkeit, "Lady Lutefring und ihre Mutter beklagen sich bitter über Sie."

"Wirklich!" erwiderte der Künstler gleichgiltig; dann stellte er Mr. Herbert einen älteren Mann, der mit dem Durchsehen einer Mappe mit Zeichnungen beschäftigt war, als einen Mr. Harrison vor.

"Ihr neuer Gönner?" flüsterte Herbert.

"Ja."

Mr. Harrison hatte die Frage gehört und erklärte, er habe nicht die Annahme, den Gönner spielen zu wollen, er verabscheue das Wort, denn es deute immer auf eine unwürdige Abhängigkeit des Künstlers von dem, der sich seinen Gönner und Beschützer nenne.

Herbert sah Langly zornig an. "Der Bursche hat geschwätzt," dachte er.

"Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts gesagt habe," flüsterte Langly, Herbert's Gedanken errathend, "ich setze meine Ehre zum Pfande."

"Ihr Wort ist hinreichend," antwortete eben so leise Herbert, der seine Gründe hatte, auf freundschaftlichem Fuße mit dem jungen Mann zu bleiben. "Wer ist der Mann?"

"Ich weiß es nicht, ich sehe ihn heute zum zweiten Male, er suchte mich auf."

"Langly, liebster Freund, ich muß Ihnen ernstliche Vorstellungen machen, wie konnten Sie einen solchen Verstoß begehen, der Marchioness von Belgrave, welche an Sie schrieb, Ihren Besuch zu verweigern?"

"Aus dem einfachen Grunde, weil ich beschäftigt war," entgegnete der junge Mann.

"Ich kann das begreifen; aber bei einer Frau von solchem Rang und Einfluß —"

"Rang, Einfluß, was sind diese Worte anders als ein hohler Schall? Nicht auf solchem Grunde erbauten die großen Meister ihren Ruhm."

"Sie träumen wirklich von Ruhm und Größe, von einer Größe, die Sie sich selbst begründen, die Sie nicht erlangt haben durch die Unterstützung einflussreicher Freunde?" rief Herbert lachend, "mein armer Langly, Sie dauern mich."

"Ich im Gegentheil fühle mich durch diesen Entschluß wieder erhoben," entgegnete der junge Künstler, "mag mein Pfad mühevoll und dornenreich sein, ich werde ihn wandeln, werde Niemandem schmeicheln, sondern arbeiten und warten. Unterliege ich alsdann, so habe ich wenigstens die Selbstachtung gerettet."

"Sie betrügen sich selbst, Langly, treten Ihr Glück mit Füßen. Gehen Sie, Ihren Fehler wieder gut zu machen, die Marchioness um Verzeihung zu bitten."

"Nein," erwiderte Langly fest.

"Ist das Ihre Dankbarkeit?"

"Dankbarkeit?" wiederholte der Künstler verächtlich, "wofür sollte ich dankbar sein? Ich bin so lange ich Sie kenne in meiner Kunst nicht vorwärts, sondern zurückgekommen, und wenn ich durch Ihre Empfehlung Beschäftigung erlangt habe, so weiß ich sehr wohl, welche Verpflichtungen ich dafür übernahm. Der Maler erhielt seine Procente!"

"Es ist gut, Herr!" rief Herbert hochfahrend, "ich sehe jetzt, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe, Sie sind viel zu eigensinnig, um guten Rath anzunehmen, ich überlasse Sie Ihrem Schicksal. Ich trage Ihnen Ihr Benehmen gegen mich nicht nach, aber fortan sind wir Fremde und Sie werden Ihre Ansichten in der Welt sehr verändert finden. Guten Morgen."

"O, daß ich ihn niemals gesehen hätte," dachte Langly, als sein erzürnter Beschützer das Atelier verließ. "Mit aller seiner Schlanheit hat er doch mein Geheimniß nicht errathen, hält mich für thöricht, theilnahmslos, ich muß doch ein besserer Schauspieler sein, als ich glaube."

Während der soeben geschilderten Scene hatte sich Mr. Harrison aufsehend mit der Betrachtung der Zeichnungen beschäftigt, in Wahrheit aber den jungen Künstler aufmerksam beobachtet. Sein ganzes Benehmen bewies sehr deutlich, daß ganz andere Gründe, als die Liebe zur Kunst ihn veranlaßt hatten, Langly aufzusuchen.

"Verzeihen Sie," sagte der junge Mann endlich zu seinem Gaste, "ich vernachlässigte Sie —"

"Sie hatten vollkommenes Recht, sich Mr. Herbert zu widmen," unterbrach ihn Mr. Harrison, "er ist ein großer Mann, eine einflussreiche Person in der vornehmen Welt, wo ich vollständig unbekant bin."

"Sie kennen ihn?"

"Ich traf ihn vor einigen Jahren in Italien. Ist seine Gönnerschaft ganz unheimlich gewesen?"

Der Maler antwortete nicht.

"Sie verstehen mich, und ich ehre Ihr Schweigen."

"Man kann nichts Unehrliebes von Mr. Herbert sagen. Er ist kein Spieler, wettet nicht, trinkt nicht," bemerkte Langly.

"Karten und Pferde sind nicht die einzigen Dinge, durch welche Leute um ihr Vermögen kommen. Man kann auch ruinirt werden durch die Liebe zur Kunst und die Rathschläge kunstverständiger Freunde."

Der arme Langly sah sehr bedeutungsvoll auf seine Zeichnungen. Mr. Harrison verstand diesen Blick und sagte lachend:

„Wenn ich sündige, so thue ich es mit offenen Augen. Ich sagte Ihnen, als ich Sie das erste Mal sah, daß ich weder Kunstverständiger noch Sammler bin. Trotzdem habe ich Ihnen einen Auftrag gegeben; seien Sie ganz ruhig dabei. Gehen Sie nur mit ernstem Willen und gutem Muthe an die Arbeit und gestatten Sie mir, Sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, das ist Alles, was ich verlange.“

„Von ganzem Herzen, mein würdiger Freund!“ rief Langly, ihm warm die Hand drückend.

Mr. Charles Dorillon, jetzt Parlamentsmitglied für Norfolk, hatte einst in Eton seine Ausbildung erhalten, kannte alle Vorzüge dieser vortheilhaften Anstalt und beschloß, daß auch seine Mündel, Sir Reginald Ashleigh und Allan, derselben theilhaftig werden sollten. Zu seinem großen und keineswegs angenehmen Erstaunen benachrichtigte ihn Lady Ashleigh, als er mit ihr über die Abreise der Jünglinge nach Eton sprach, daß sie Karl zu deren Begleiter bestimmt habe.

„Haben Sie auch alle Folgen eines solchen Schrittes genügend überlegt?“ fragte er sie, „ich bezweifle, daß eine solche Erziehung dem Knaben zum wahren Glück gereiche.“

„Sie wird jedenfalls vortheilhaft für ihn sein.“

„Das bestreite ich nicht, aber selbst Vortheile können zu theuer erkauft werden. Halten Sie Karl wirklich für einen geeigneten Gefährten für Sir Reginald?“

„Sie waren Spielkameraden von Kindheit an.“

„Die Gefährten unserer Kindheit sind nicht immer passende Freunde für das spätere Leben. Da ich das Interesse kenne, welches Sie an Karl nehmen, so habe ich ihn genau beobachtet und finde sein Benehmen durchaus nicht offen, frei, vertrauenswürdig, er macht den Eindruck, als spiele er eine wohlfeilstudirte Rolle.“

Lady Ashleigh schauderte; Dorillon sprach ihre eigene innerste Ueberzeugung aus.

„Ich kenne Ihr großmüthiges Herz, die Anhänglichkeit, welche Sie für Karl's Mutter hegen,“ fuhr Dorillon fort, „aber, gestatten Sie mir die Frage, theure Lady Ashleigh, lassen Sie sich von Ihren Gefühlen nicht zu weit treiben? Bedenken Sie die Kosten, welche eine Erziehung in Eton verursacht.“

„Ich bin bereit sie zu tragen.“

„Der Knabe selbst wird dort in eine falsche Stellung gerathen.“

„Zeit und Talente werden ihm den Weg ebnen.“

„Ich würde Ihnen bestimmen, wenn er so hervorstehende Talente, einen solchen eisernen Fleiß hätte, daß man berechtigt sein dürfte, große Hoffnungen auf ihn zu setzen, alles dies ist jedoch nicht der Fall. Wäre Allan in seiner Lage, so würde ich Ihnen unbedingt rathen, das Opfer zu bringen.“

„Es freut mich, daß Sie so günstig über Allan denken,“ sagte Lady Ashleigh, indem ein Freudenstrahl ihr Gesicht erhellte.

„Er ist ein edler Knabe, hat das Herz auf dem rechten Fleck,“ rief Dorillon. „Ich fürchte, ich handle nicht recht als Vormund, wenn ich gestatte, daß Karl meine Mündel nach Eton begleitet, der Knabe besitzt keinen guten Charakter.“

„Was soll ich thun!“ seufzte die Dame. „Esther ist so viele Jahre meine Gefährtin gewesen, hat mir in allen Lebenslagen die aufopferndste Hingebung bewiesen, es wäre zu undankbar, das ihr gegebene Versprechen ohne dringende Gründe zurückzunehmen.“

„Es war ein unglückliches Versprechen,“ entgegnete Dorillon. „Zwar kann ich Ihnen nicht rathen, es zu brechen, aber ich sage Ihnen vorher, sobald ich bemerke, daß Karl's Umgang nachtheilig auf meine Mündel wirkt, nehme ich entweder sie von Eton fort oder er muß die Anstalt verlassen.“

„Warum verheirathete ich mich,“ seufzte die unglückliche Frau, sobald sie sich allein sah. „Thörin, die ich noch auf Glück hoffte; ich habe es niemals kennen gelernt, habe tausend Martern erduldet, während die Welt mich glücklich pries. Harry, mein heißgeliebter Gatte, Du wirst im Lande der Klarheit jetzt meine Kämpfe, meine Leiden verstehen, mich bemitleiden und mir vergeben.“

(Fortsetzung folgt.)

**Shakespeare-Gallerie.**

(Fortsetzung.)

**III. Falstaff.**

Unter denjenigen Figuren, welche Shakespeare zur Erheiterung und zum wahrhaften Ergötzen aller folgenden Zeiten geschaffen hat, nimmt die des edlen Ritters Sir John Falstaff den obersten Rang ein. Der Dichter hat das Füllhorn seiner guten Laune über ihm ausgegossen. Er hat ihn mit so viel schlechter Moral und so viel gutem Witz ausgestattet, daß er nicht bloß der amüsanteste, sondern der sympathischste und — wenn Selbstkenntniß der Anfang aller Tugend — auch der tugendhafteste von allen Bösewichtern ist. Denn Niemand kennt Falstaff's Sünden besser und philosophirt richtiger über sie, als Falstaff selber. „Im Stande der Unschuld,“ sagt er, „ist Adam gefallen; und was soll der arme Hans Falstaff in den Tagen der Verderbtheit thun?“ Er ist eine feige Memme, wenn die Gefahr da, und ein Prahlhans, wenn sie vorüber ist; ein Schlemmer, der nichts in seinen Gedanken hat, als spitzbüßige Streiche, und nichts in seinen Taschen, als unbezahlte Rechnungen; ein Ansbund aller Liederlichkeit — und doch ruft Washington Irving in seinem „Skizzenbuch“ mit Recht aus: „Ich wollte den feinsten Jack nicht für die Hälfte der berühmten Männer aus den Chroniken hingeben. Was haben die Helden der alten Zeit für mich oder Leute meinesgleichen gethan? Sie haben Länder erobert, von denen ich nicht einen Zollbreit mein nenne; oder sie haben Lorbeern errungen, von denen ich nicht ein Blatt geerbt habe; oder sie haben Beispiele von Tapferkeit gegeben, welche nachzuahmen ich weder die Gelegenheit noch die Neigung habe. Aber der alte Jack Falstaff, der hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert; der hat weite Regionen des Witzes und der guten Laune hinzugefügt, in welchen der ärmste Mann sich erfreuen mag, und hat eine unerschöpfliche Erbschaft fröhlichen Gelächters hinterlassen, um die Menschheit bis in ihre spätesten Geschlechter fröhlicher und besser zu machen.“

Shakespeare hat diesen vortrefflichen Charakter zuerst in

der Historie von „Heinrich IV.“ eingeführt. Hier ist er einer von den hauptsächlichsten Kameraden des Prinzen Heinz, sein Bruder bei den Zechgelagen und tollen Possen. Diese vergnügte Brüderschaft, welche in beständigem Hader mit dem Friedensrichter lebt, obwohl ein königlicher Prinz ihr Anführer ist, hält ihre nächtlichen Sitzungen in einer Weinschenke, des Zeichens „zum wilden Eberkopf“, und ihre Wirthin heißt Dame Hurlig. Prinz Heinz, welcher nachmals ein berühmter König von England und ein Muster jeder Rittertugend ward, gab doch in seiner Jugend wenig Hoffnung auf eine so glorreiche Zukunft. Es war wol auch da schon der Kern des Eblen und Hochherzigen in ihm, aber aus Mangel an besserer Gelegenheit wendet er inzwischen seinen Geist nur an, um ihn in Schenken leuchten zu lassen, seinen Muth nur, um seines königlichen Vaters getrene Unterthanen so viel als möglich zu belästigen. Darin ist Sir John sein guter Genosse. Ein unerbittlicher Abstand der geistigen Fähigkeiten und der Jahre trennt die Weiden; was der Prinz nur als vorübergehenden Zeitvertreib ergreift, das nimmt Sir John höchst ernsthaft als Lebenszweck. Indem er sich dazu hergiebt, dem Prinzen, der fast noch ein Knabe ist, in allen schlechten Anschlägen beizustehen, bemerkt er nicht, wie jener sich beständig über ihn lustig macht, ihn neckt und zum Besten hat, wie er ihn in immer neue Verwickelungen zu loden weiß, nur des Vergnügens halber, nur um zu sehen, wie der alte Sündler daraus loskommt, und welche Lügen er anwenden wird, um seine sprichwörtliche Feigheit in Helldenmuth zu verwandeln.

Eines der lustigsten dieser Abenteuer ist das von den „Steifleinern“. Die biederere Genossenschaft hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß in der Nacht Kaufleute des Weges kommen werden, welche eine ganze Gelbladung in des Königs Schatzkammer bringen sollen. Keiner ist eifriger, des Königs Sohn zum Raube an des Königs Gut zu verlocken, als Sir John; und der Prinz, dem es weit mehr um den Spaß, als um das Geld zu thun ist, willigt scheinbar in den Plan. Während also, der Verabredung gemäß, der tapfere Sir John unter gewaltigem Bramarbasiren und mit vierein seiner Spießgesellen über ein paar arme wehr- und schutzlose Kaufleute herfällt und sie in die Flucht treibt, erscheinen plötzlich in der Dunkelheit des Hohlweges zwei Gestalten in Steifleinern, welche ihrerseits dem gewaltigen Ritter mit sammt seinen wackeren Kumpanen zuerst das geraubte Gut wieder abnehmen, sie dann nach besten Kräften durchbläuen und endlich schmächtig davon jagen. Unter diesen Verkleidungen von Steifleinern steckt nämlich kein Anderer, als der Prinz selber und sein Freund Poins, den er ins Vertrauen gezogen hat. Als sie gegen Morgen wieder in die Schenke kommen, da führt Hans Falstaff, der natürlich von dem wahren Sachverhalte nichts ahnt, das große Wort. Da er bei seiner Flucht aus dem Walde umsonst nach dem Prinzen gersufen, so meint er, dieser habe gleichfalls Fersengeld gegeben und dünkt sich nun berechtigt, auf ihn und alle Welt zu schimpfen. Seine einzige Erwiderung, wenn der Prinz ihn anredet, ist: „Hol die Best alle feigen Memmen!“ Nach seiner Aussage leben nicht drei wackere Leute mehr in England, „und der eine von ihnen ist seit und wird alt.“ Geh deiner Wege, alter Hans,“ jagt er zu sich selber, „stirb wenn du willst, da Mannhaftigkeit, edle Mannhaftigkeit von der Erde verschwunden ist.“ Nach vielen Verwünschungen, die der edle Ritter gegen die Feigheit austößt, sammelt er sich endlich so weit, um seinen Freunden zu erzählen, daß er einem großen Haufen Bewaffneter im heißen Handgemenge die Schätze glücklich abgenommen habe. „Wenn ich nicht mit ein Fünfziges gefochten habe,“ sagte er, „so will ich ein Bündel Rabieschen sein.“ Aber kaum, daß er die Mäuer gebunden habe und daran gegangen sei, ihre Schätze zu theilen, da seien vier Schelme in Steifleinern auf ihn eingedrungen.

Prinz Heinrich. Was, viere? Eben jetzt sagtest Du ja nur zwei.

Falstaff. Viere, Heinz, ich sagte viere.

Poins. Ja, ja, er hat viere gesagt.

Falstaff. Diese viere kamen alle in einer Reihe und thaten zusammen einen Ausfall auf mich. Ich machte nicht viele Umstände, sondern fing ihrer sieben Spitzen mit meiner Zauteife auf — so!

Prinz Heinrich. Sieben? So eben waren ihrer ja nur vier.

Falstaff. Sieben, bei diesem Degengriff, oder ich will ein Schelm sein.

Prinz Heinrich. Ich bitte Dich, laß ihn nur, wir werden ihrer gleich noch mehr kriegen.

Falstaff. Diese neun in Steifleinern, wovon ich Dir sagte . . .

Prinz Heinrich. Also wieder zwei mehr.

Falstaff. Da ich sie in der Mitte auseinandergesprengt hatte, so fingen sie an zu weichen. Ich war aber dicht hinter ihnen drein, und wie der Wind gab ich sieben von den eisern ihr Theil.

Prinz Heinrich. O entsetzlich! Gifl Feistleinere Kerle aus zweien!

Falstaff. Wie ich dabei war, führte der Teufel drei abscheuliche Spitzbuben in hellgrünen Mäcken her, die mich von hinten anfielen; denn es war so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

Prinz Heinrich. Ei, wie konntest Du die Kerle in hellgrünen Mäcken erkennen, wenn es so dunkel war? Wie erklärst Du das?

Poins. Eure Gründe, Herr, eure Gründe.

Da wirft sich der edle Ritter in die Brust. „Was?“ ruft er, „mit Gewalt? Mit Gewalt Gründe angeben! Wenn Gründe so gemein wären, wie Brombeeren, so sollte mir doch Keiner mit Gewalt einen Grund abnöthigen, nein!“

Doch hilft ihm die Ausflucht zuletzt nichts mehr. Unter lautem Hohn erzählen ihm der Prinz und Poins, daß sie selber die „Steifleinern“ gewesen. „Was bist Du für ein Sündler,“ ruft der Prinz, „Deinen Degen zu zerhacken, wie Du gethan hast, und dann zu sagen, es sei im Gefecht geschehen? Welchen Kniff, welchen Vorwand, welchen Schlupfwinkel kannst Du nun ausfinden, um Dich vor dieser offenkundigen Schande zu verbergen?“

Aber auch das bringt den wahrheitsgetreuen Mann nicht in Verlegenheit. „Beim Himmel,“ jagt er, „ich kannte Euch sehr gut. Laßt Euch sagen, meine Freunde: kam es mir zu, den Thronerben umzubringen? Sollte ich mich gegen den ächten Prinzen anslehn? Du weißt wol, ich bin so tapfer wie Herkules; aber denke an den Instinkt. Der Löwe rührt den ächten Prinzen nicht an. Instinkt ist eine große Sache: ich war eine Memme aus Instinkt.“

Nicht minder als Falstaff im Kampfe mit den „Steifleinern“ gefiel dem Londoner Theaterpublikum Falstaff im wirklichen Kriege, als Truppenführer und Felzhauptmann. Der erste Theil des Dramas dreht sich um einen Aufstand im Norden von England, gegen welchen Heinrich IV. mit seinem Heere zu Felde zieht. Dieser Aufstand bildet zugleich den Wendepunct im Leben und Charakter des Prinzen Heinz. Hier, einer großen Aufgabe gegenüber, lernt er seine eigenthümliche Kraft und Begabung kennen; und mitten im Kampfgetümmel erwächst er vor unseren Augen zum Helldenjüngling. Anders der edle Ritter Falstaff; er ist auf dem Schlachtfeld von Shrewsbury derselbe, der er in der Schenke

„zum wilden Eberkopf“ gewesen, und die Rekruten, die er ausgehoben, sind auch nicht viel besser. „Wenn ich mich nicht meiner Soldaten schäme,“ ruft er aus, „so bin ich ein Stoßfisch. Meine ganze Truppe besteht aus Fährdrüchigen, Corporalen, Lieutenants, Dienstfreiten, Kerlen, die so zerlumpt sind, wie Lazarus auf gemalten Tapeten. Ein toller Kerl begegnete mir unterwegs und sagte mir, ich hätte alle Galgen abgeladen und die todten Leichname geworben. Kein menschlich Auge hat jemals solche Vogelschenden gesehen. Nur anderthalb Hemden giebt es in meiner ganzen Compagnie; das halbe besteht aus zwei zusammengenahten Servietten, die über die Schultern geworfen sind, wie ein Heroldsmantel ohne Aermel, und das ganze ist, um die Wahrheit zu sagen, dem Wirth zu St. Albans gestohlen. Doch das macht nichts; Timen werden sie genug auf allen Bäumen finden.“

Diese herrlichen Rekruten und ihr ausgezeichnete Anführer wurden so sehr die Lieblinge des Publikums, daß Shakespeare nicht umhin konnte, sie in dem zweiten Theil von „Heinrich IV.“ abermals aufzutreten zu lassen. Lanter Beifallsjubel begrüßte die alten Bekannten, welche zum größten Ergötzen der Zuschauer ihre losen Schätze wieder in den Kneipen begannen, mit den friedfertigen Bürgern Hader suchen und vor den Feinden im Felde weg liefen. Shakespeare's tiefsinnige Absicht war es, in diesen Stücken zu zeigen, wie der ursprünglich edle Mensch, wenn er sich nur aufrufen will, plötzlich in die Höhe steigt, während das von Natur Gemeine stets am Boden bleiben wird. Prinz Heinrich daher, als er am Ende des zweiten Theils König von England geworden, kündigt seinen alten liebreichen Gefährten die Freundschaft und verbannt sie, den tugendhaften Sir John an der Spitze, auf zehn Meilen weit aus seiner Nähe. Aber das Publikum hatte zu sehr Partei genommen für den „feisten Ritter“; er, wenn er seine Gemeinde musterte, konnte mit Stolz von sich sagen: „Das Gehirn dieses närrisch zusammengesetzten Thones, der Mensch heißt, ist nicht im Stande, mehr zu erfinden, das zum Lachen dient, als was ich erfinde, oder was über mich erfunden wird. Ich bin nicht bloß selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß Andere Witz haben.“ Kurz, Falstaff's Thorheit war ihnen lieber, als Prinz Heinrich's Weisheit.

Daher mußte wol der Dichter ein Einsehen haben, und als er das Stück schrieb, welches den ehemaligen Prinzen Heinz in seiner ganzen Glorie als König auf dem Thron, und als siegreichen Felzherrn in Frankreich zeigen soll, da ließ er gleich in den ersten Scenen verkündigen, daß Sir John Falstaff nicht mehr — daß er gestorben sei. Aber selbst hier noch, bei dem miserablen Ende, das Falstaff in der Schenke nimmt, mit Niemandem an seinem Sterbebette, als der Wirthin vom wilden Eberkopf, — selbst hier noch kann Shakespeare einige tiefwürdevolle Züge nicht unterdrücken, welche dem Publikum seinen Verlust um so empfindlicher machen und obendrein verathen, daß auch der Dichter nur schwer von ihm scheiden könne. Als die Wirthin nämlich seinen sauberen Freunden von ehemals erzählt, daß die Unfreundlichkeit des Prinzen Heinz, der nun König geworden, ihm das Herz gebrochen habe, da sagen sie alle, ihnen sei weh um ihn, und einer von denselben ruft aus: „Ich wollte, ich wäre bei ihm, wo er auch sein mag, im Himmel oder in der Hölle.“ Aber „nein!“ sagt da die Wirthin, „gewiß, er ist nicht in der Hölle, er ist in Arthur's Schooß, wenn jemals einer in Arthur's Schooß gekommen ist.“ Er berente die Verwünschungen, in die er gerathen war und träumte noch zuletzt von den grünen Feldern seiner Kindheit.

Dieses schöne Ende warf einen versöhnenden Abschiedsglanz um Sir John Falstaff; es zeigte, wie theuer er dem Dichter gewesen, und machte dadurch ihn dem Publikum nur um so theurer. Das neue Stück, in dem Falstaff nicht mehr war, gefiel ihnen nicht halb so gut, als das alte Stück, in dem Falstaff gewesen. König Heinrich mit der Krone war ihnen kein Ersatz für den Prinzen Heinz in Steifleinern, und die siegreiche Armee von Azincourt hätten sie gern hingegeben, um nur Falstaff's Rekruten noch einmal zu sehen.

Der Ruf nach Falstaff wurde zuletzt ganz allgemein in England. Es mag wol selten vorgekommen sein, daß die Erfindung eines Dichters den Dichter so tyrannisiren konnte. Man sagt, daß auch Königin Elisabeth ein Wort für Falstaff bei Shakespeare eingelegt habe. Sie soll geäußert haben, daß sie, nachdem sie seinen Humor bei den Wechern und seine Courage bei den Waffen sattiam bewundert habe, den edlen Ritter wol auch einmal in einem Liebesverhältniß sehen möge. Dieser Gedanke zündete bei Shakespeare: er gründete darauf die Comödie der „lustigen Weiber von Windsor“.

Es ist wahr, die Beziehungen des edlen Ritters zu dem schönen Geschlecht waren bisher immer nur von sehr vorübergehender Natur gewesen. Am längsten hatte sein Verhältniß zu der Frau Hurlig, der Wirthin „zum wilden Eberkopf“, gedauert; aber auf dem Grunde dieses Verhältnisses hatten auch immer nur Schulden gelegen, für Getränk und vorgerichtetes Geld; zartere Bindemittel zwischen diesen beiden frommen Seelen hatte es niemals gegeben. Einige Male allerdings, wenns hoch gekommen war, und die Wirthin ihm nichts mehr borgen wollte, hatte er ihr die Ehe versprochen; aber immer, wenn sie ihn später daran erinnerte, hatte er sie mit Bitten oder Drohungen abgewiesen. „Was!“ hatte er dann ausgerufen, „soll ich nicht einmal in meinem Wirthshaus meine Ruhe haben?“

Sir John ist immer mehr ein Held für die Männer, als für die Frauen gewesen, und vielleicht war es des Dichters Absicht, ihn aller Sympathien der letzteren zu berauben, indem er ihn in ein Verhältniß brachte, für dessen zarten und schwärmerischen Charakter ein Mann von seinem Jahre und seinem körperlichen Umfang so wenig geeignet ist. Denn obwohl die Damen sonst immer für die verzweifeltesten Liebesgeschichten in Welt und Bühne sehr eingenommen zu sein pflegen, so würden sich doch alle mit einem einmüthigen Schrei der Entrüstung gegen einen solchen Bewerber erklären. Sie würden alle mit Frau Kluth in den „lustigen Weibern von Windsor“ ausrufen: „Ei, Sir John, glaubt ihr denn, daß der Teufel selbst euch hätte reizend für uns machen können — solch einen Wollfack, solch eine Wulst vom Mann? Alt, kalt, von außen und innen unkeidlich? Und so verklämderisch wie der Satan? Und so arm wie Hiob? Und so gottlos wie Hiob's Weib?“

Aber dies ist gerade der Mann, der nicht einer etwan, sondern sogleich zu zwei Frauen auf einmal, zu zwei anständigen, hübschen und reichen Frauen von Windsor seine Liebesanträge macht, in denen zum Glück jedoch von Liebe vermerkt wenig ist. Sir John ist nicht etwa verliebt — nein!

\*) Arthur's Schooß hier soviel als Abraham's Schooß.

Sir John braucht Geld — „das ist der Humor von der Sache,“ wie sein Diener Nym sagt. Der Wirth in Windsor, bei welchem Falstaff im Quartier liegt, will nicht mehr borgen, und seine Leute fangen an zu mausen und zu stehen, weiß ihnen an Unterhalt gebracht. In dieser Noth

meine Schätze werden, und ich will sie brandschätzen; sie sollen mein Ost- und Westindien sein, und ich will nach beiden Handel treiben. Geh, trag du diesen Brief an Frau Page, und du jenen an Frau Pluth; unser Weizen blüht, Kinder, unser Weizen blüht.“

zu fangen. Frau Hurtig, sauberen Andenkens aus dem wilden Oberkopf, macht den Postillon d'Amour; sie bringt dem Ritter die Antworten und Grüße seiner beiden schönen Correspondentinnen. „Frau Pluth,“ flüstert Dame Hurtig ihm ins Ohr, „hat euren Brief erhalten, für welchen sie euch



Shakspeare-Gallerie. III. Die lustigen Weiber von Windsor. Act II, Scene 3.

Falstaff. Frau Pluth — nun also Frau Pluth, was sagt sie von mir?

Frau Hurtig. Si nun, sie hat euren Brief erhalten, für welchen sie euch tausend Dank sagen läßt; und sie läßt euch zu wissen thun, daß ihr Mann nicht zu Hause sein wird zwischen zehn und elf.

und Fädeligkeit beschließt Sir John, sich in Liebeshändel einzulassen. „Ich habe diesen Brief an Frau Pluth geschrieben,“ sagt er zu seinen Leuten, „hier ist auch ein Brief für Frau Page; sie führt gleichfalls die Börse; sie ist eine Kiste von Guiana, ganz Gold und Fülle. Diese beiden sollen

Aber wenn er blüht, so sind doch für den armen Hans sehr viele Dornen darunter. Denn kann haben die Damen, an die er seine Impertinenzen gerichtet, den ersten Aerger darüber verwunden, so machen sie ein Complot, um sich an dem Unhold zu rächen und ihn in seinen eigenen Schlingen

tausend Dank sagen läßt; und sie läßt euch zu wissen thun, daß ihr Mann nicht zu Hause sein wird zwischen zehn und elf.“ Ach! daß der dumme Teufel geht! Er geht in die Falle, und um das Unglück voll zu machen, heßt er sich auch noch die Männer der beiden Frauen auf den Hals. Nun

beginnt die Leidenszeit dieses unseligen Ritters der Liebe: zwischen der boshafte List der Frauen und der Eifersucht der Männer aus einem Versteck und einer Verkleidung in die andere irrend, gelangt er unter beständigen Prügelein und Beschimpfungen in einen Korb mit schmutziger Wäsche und von da auf den Bleichplatz und zuletzt in die Wäsche selber!

Doch auch hier ist Falstaff noch nicht ganz curirt: noch einmal, trotz der Erfahrungen im Wäschkorb, läßt Falstaff sich von den lustigen Weibern berücken, in närrischer Verkleidung und mit einem Hirschgeweih auf dem Kopfe um Mitternacht im Forst von Windsor zum Rendezvous zu erscheinen. Hier haben die beiden Frauen eine Art von Walpurgisnacht vorbereitet: eine Menge verkleideter Elfen und Geister erscheinen mit Fackeln und Lichtern, und indem sie um ihn herumpringen, kneifen und brennen und ängstigen sie den armen Sinder, der sich platt auf den Boden wirft und kläglich um Erbarmen schreit. Zu spät; als er die beiden Frauen und deren Männer und ganzes Haus sieht, welche alle gekommen sind, um sich an seiner Strafe zu weiden, begreift Falstaff erst, daß er der Gefoppte sei. „Ich fange an zu merken,“ sagt er, „daß man einen Esel aus mir gemacht hat.“

Mit diesem Bekenntniß endet Falstaff's Laufbahn. Falstaff der Trunkenbold, Falstaff der Lügner, Falstaff der Brahlhans hatte nur die Frauen gegen sich; Falstaff der Esel hat die ganze Welt gegen sich. Die weiteren Schicksale dieses Falstaff verlangte kein Mensch mehr zu erfahren. Denn um einen „Esel“ interessant zu machen, reichte selbst Shaffpeare's Kunst nicht aus — es müßte denn der Esel im „Sommerstrauch“ gewesen sein — und der war eigentlich kein Esel!

[1890]

Julius Rodenberg.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Handkuß.

Der revolutionäre Geist unserer Zeit zeigt sich nicht allein auf dem politischen Gebiet; er tritt fast in allen Lebensverhältnissen zu Tage. Athergebrachtes, welches durch sein Alter eine gewisse Heiligkeit und Unantastbarkeit erlangt zu haben schien, wird fast plötzlich abgeschafft, und während noch im vorigen Jahrhundert Jahrzehnte dazu gehörten, ehe ein festgewurzelter Gebrauch beseitigt werden konnte, genügt gegenwärtig eine unverhältnißmäßig kurze Zeit. Noch vor wenigen Jahren war es gebräuchlich, dem Niesenden ein „Helf Gott“, „zur Gesundheit“, „zum Wohlsein“ u. s. w. zuzurufen. Dieser uralte Gebrauch ist jetzt fast gänzlich verschwunden. Daß solche Abänderungen in den Formen der Gesellschaft gegenwärtig in kurzer Frist durchgeführt werden, ist das wol zu verwundern in unserer Zeit der Eisenbahnen und der Telegraphie?

Ein ähnliches Schicksal, wie dem Glückwunsch beim Niesen, scheint auch der Förmlichkeit des Handkusses bevorzuzustehen. Viele dem Handkuß ähnliche Gebräuche sind bereits beseitigt. So war es noch bis auf die neuere Zeit auf den meisten deutschen Universitäten Sitte, daß bei Verleihung der Doctorwürde die neugeschaffenen Doctoren von dem Dekan der betreffenden Facultät mit Kuß und Handschlag beglückwünscht wurden, und zwar gewöhnlich mit ungefähr folgenden Worten: „Weil Du nun mit dem Doctorhut und Ringe gezieret bist, so umarme und küsse ich Dich und setze Dich durch solchen Kuß in den Besitz dieses herrlichen Gesenkens.“

Der Handkuß war in den ältesten Zeiten Religionsgebrauch. Die Heiden verehrten Sonne, Mond und Sterne, indem sie ihre rechte Hand küßten und denselben entgegen hielten; mit großer Ehrerbietung küßten sie ferner den Mund und die rechte Hand ihrer Götzenbilder. Diejenigen, welche sich schentten, die heiligen Götzenbilder mit ihrem Munde zu berühren, küßten ihre eigene Hand und reicheten sie dem Bilde entgegen. Der griechische Schriftsteller Lucian erzählt, daß, während die reichen Griechen den Göttern die prächtigsten Opfer darbrachten, die Armen sich begnügten, ihre Umhüllung durch Handküsse zu erkennen zu geben; ein Freigeist seiner Zeit sei als ein Gottesläugner bezeichnet worden, weil er vor einer Bildsäule vorbeigegangen war, ohne die Ceremonie des Handkusses zu beobachten. Auch Plinius erwähnt die Handküsse und nennt sie eine jener alten Gewohnheiten, von denen man weder Grund noch Ursprung anzugeben wisse.

Als das Christenthum die Religion und Gebräuche der Heiden verdrängte, behielten die Bischöfe und die Vornehmsten der Geistlichkeit den Handkuß als eine Ehrenbezeugung bei, auf welche sie Anspruch machen zu können glaubten. Sie pflegten denen, welche ihnen am Altare aufwarteten oder überhaupt in ihre Nähe kamen, die rechte Hand zum Kusse zu reichen. Im Mittelalter mußte Jeder, der sich dem Papste nahte, dreimal die Knie vor ihm beugen und ihn küssen; und zwar war es dem Kaiser gestattet, den Mund des Papstes zu küssen, während die Cardinäle und Fürsten nur die rechte Hand, die Bischöfe das rechte Knie, gewöhnliche Leute sogar nur die Füße des Papstes küssen durften.

Bei den Bekennern der griechisch-katholischen Kirche, also namentlich in Rußland, existirt noch heute der Gebrauch, daß man sich zu Oestern mit den Worten „Christus ist auferstanden“, worauf geantwortet wird: „Er ist wahrhaftig auferstanden“, gratulirt, sich hierauf umarmt und auf beide Wangen küßt. Jedoch wird Untergebenen und überhaupt Tieferstehenden von den Vorgesetzten und Höherstehenden nur die rechte Hand zum Kusse dargereicht.

Neben diesem mit religiösen Gebräuchen in Verbindung stehenden Handkuß fand schon seit den ältesten Zeiten auch im gewöhnlichen Leben der Handkuß als Form der Höflichkeit und Zeichen der Untergebenheit ausgedehnte Anwendung. Salomo sagt von den Schmiedlern seiner Zeit, daß sie nicht müde würden, die Hände ihrer Gönner zu küssen, bis sie ihren Zweck erreicht hätten. Briamus küßte des Achilles Hände, als er ihn um Hector's Leichnam bat, mit den Worten: „Ich küsse die Hand, die grausam mir den Sohn getödtet.“ Während im älteren Rom, vor der Zeit des Kaisers Augustus, der Handkuß der Höflichkeit nur den Oberen von den Untergebenen erwiesen wurde, freie Leute dagegen sich nur durch einen Händedruck und Umarmung begnügten, ja sogar die Soldaten sich oft weigerten, der Pflicht des Handkusses ihrem Feldherrn gegenüber zu genügen, wurde mit Beginn der römischen Kaiserzeit der Handkuß selbst für die Großen ein sehr wesentliches und unentbehrliches Stück des Ceremoniells.

Im Mittelalter war es bei allen civilisirten Völkern gebräuchlich, die ankommenden Gäste mit einem Kuß zu empfangen und sich von den weggehenden mit einem solchen zu

verabschieden, indem bei diesen Gelegenheiten die Frauen den Männern die rechte Hand zum Kusse darreichten. Aber auch Untergebene, gleichviel ob Männer oder Frauen, waren verpflichtet, den Höherstehenden die Hand zu küssen. Diese Art des Handkusses hat sich nun durch das ganze Mittelalter bis auf die neueste Zeit im gesellschaftlichen Leben erhalten.

Gegenwärtig aber wird der Handkuß — und es ist dies ein wesentlicher Unterschied gegen die ältere Zeit — nur noch den Frauen erwiesen, und zwar meist nur den Frauen der höheren Stände oder fürstlichen Personen. In Oesterreich, wo die Worte „i küß' die Hand“ sogar die Bedeutung eines Grußes erlangt haben, wird er noch allgemein jeder gebildeten Frau gegenüber angewendet, dagegen ist er im übrigen Deutschland bereits seit längerer Zeit aus dem bürgerlichen Leben verschwunden. [1892] G. v. S.

## Ameublement.

(Fortsetzung.)

Von den Stickereien zur Ausschmückung des Mobiliars ist unstreitig die einfachste und am wenigsten kostbare die Stickerei auf dem den Leserinnen bekannten Kaffeesack, welche in bescheidener Häuslichkeit zum Ameublement des Wohnzimmers, bei eleganterer Einrichtung für Antichambre und Speiseaal, vorzüglich aber auch zur Ausstattung eines Landhauses geeignet sein dürfte. Der Kaffeesack kann in seiner ursprünglichen Gestalt, als Emballage der Kaffeebohnen, von den meisten Materialwaarenhändlern für ein Geringes bezogen werden. Man trennt den Sack auseinander, bessert die etwa vorhandenen schadhafte Stellen aus und verwendet die bisher innere Seite als obere Seite des gewonnenen Canevas. Welche unserer Leserinnen sich indessen nicht mit diesem roheren Material begnügen mögen, finden den Kaffeesack in sehr gut gelungener Nachahmung unter dem Namen Java-Canevas in größeren Tapissiergeschäften und haben dabei noch den Vortheil, zwischen der eigentlichen Kaffeesack-Farbe, der gelbbraunen Nuance und einem schönen mattgrauen Ton wählen zu können. In den Tapissiergeschäften der großen Städte ist das Gewebe des Java-Canevas außerdem noch nicht nur in feiner weißer Baumwolle, als vortreffliches Material zu kleinen Decken und Schutzschürzen, Thee- und Krebservietten u. s. w., sondern auch sogar von Zephyr- oder Castorwolle in den modernen lebhaften Farben hydroth, türklar, wie auch in grauer oder brauner Nuance vorhanden und eignet sich in dieser Ausführung ganz vorzüglich zu kleinen Teppichen im Wohn- und Schlafzimmer.

Der gelblichbraune oder graue Ton des Kaffeesacks begünstigt außerordentlich die originellen und einfachen Verzierungen, welche man mit gewöhnlicher Tapissierarbeit im einfachen, doppelten oder versetzten Kreuzstich oder auch im point russe darauf ausführt. Es können zu diesem Zwecke die verschiedensten Dessins, die buntesten Farben angewendet werden, und zwar sind die barocksten und bizarrsten die am meisten gesucht. Was nur eine schwingvolle Phantasie, eine übermüthige, feste Laune zu erfinden vermag, kann zu dieser Stickerei ungehindert in Ausführung gebracht werden, ist doch hier „je toller, je besser“ die unbeschränkte Freiheit gestattende Parole. Als ein sehr glückliches Arrangement sind breite bunte Streifen zu bezeichnen, die beliebig in gerader oder schräger Richtung über den Canevas gehen und nicht zu kleine Zwischenräume lassen, welche man mit einem ebenfalls willkürlichen Klein ausfüllt. Vorausgesetzt, daß der Harmonie des Ganzen in Bezug auf Uebereinstimmung der Breite und Entfernung der einzelnen Streifen Rechnung getragen, braucht im Uebrigen weder in der Wahl der Farben, noch der Dessins Regelmäßigkeit beobachtet zu werden. Man arbeitet die Streifen beliebig à la grecque, à losanges, in bunter Mosaik oder mit Arabesken und streut ganz nach freier Laune in den Zwischenräumen Hieroglyphen und bunte Steine, Federn, Blumen, Käfer, Vienen, Fliegen oder Schmetterlinge, selbst Affen, Mäuse, Kröten und Eidechsen, Hegen und Kobolde aus, wie es der Augenblick eben eingiebt und der Mann gestattet. Es versteht sich von selbst, daß der großen Einfachheit des Fonds gegenüber eine sorgfältige Ausführung der Einzelheiten nicht nur durchaus überflüssig, sondern eigentlich sogar unstatthaft ist; man zeichnet eine einfache Contour auf den Stoff und führt sie nach Belieben in bunten Farben aus, wozu man alle etwa noch vorhandenen Wollresten anwenden kann. Am effectvollsten ist natürlich eine reichliche Vertretung des feurigen roth, blau, grün, violett u. s. w., kurz all der Farben, welche zu dem matten Fond in recht lebhaftem Contrast stehen. Wir sahen kürzlich ein äußerst gemüthliches Zimmer, dessen Sopha, Fauteuils und Portièren in dieser Weise verziert, einen wahren Schatz der originellsten und launischsten Einfälle darboten. Die Portièren waren mit hochrothem Percale gefüttert und ringsum mit breiter Einfassung von gleichfarbigem Sammet versehen. Der Sammet kann sehr gut auch durch Wollenreps ersetzt werden, doch sind sowol Futter als Einfassung bei Portièren und Vorhängen unbedingt nothwendig, sowol um dem weichen Gewebe ewigen Halt zu geben, als auch die unschöne Kehrseite der Stickerei zu verbergen. Kleine Teppiche in dieser Ausführung erhalten der Dauerhaftigkeit wegen meistens ein starkes Leinwandfutter und werden dann ringsum entweder mit starker gedrehter Schnur, einer breiten Wollenfranze oder auch einer Rüsche von farbigem Wollenband garnirt.

Weit eleganter als die Stickerei auf Kaffeesack sind schon länger bekannten, neuerdings wieder in Aufnahme gekommenen Ueberzüge und Portièren, die aus dunkelfarbigem Wollsch- oder Sammetstreifen mit breiten oder schmälere Bordüren von Tapissier-Arbeit zusammengesetzt werden. Man wählt zu den Bordüren prächtige Blumenguirlanden oder auch Arabesken-Dessins, die ein lebhaftes Farbenarrangement begünstigen. Auch ganz in Kreuzstich auf Canevas ausgeführte Stickereien, besonders im türkischen Geschmack, sind sehr beliebt — wenn man das Material nicht gar zu fein wählt — auch ohne große Mühe herzustellen. Die letztgenannte Stickerei eignet sich indessen nur zu Sopha und Stühlen; an Stelle der meistens gebräuchlichen Portièren, in Form von Vorhängen, sind in diesem Falle nur breite Lambrequins anwendbar.

Nicht selten dient auch der einfache Wollenreps als Material, auf dem man einen Klein einzelner Blumen oder prächtiger Bouquets in dem uralten, gegenwärtig wieder sehr modernen schrägen Gobelinstich ausführt. Wir haben in unseren letzten Arbeitsnummern (Seite 222 und 252) nicht nur den Stich selbst, der zu jedem Tapissier-Dessin geeignet ist, sondern auch seine Anwendung auf Repp den Leserinnen veranschaulicht und zugleich einige einfache Kleins hinzugefügt.

Auf grauem oder braunem Repp kann man den Klein in bunten Farben ausführen, und zwar sowol eine einzelne Blume oder ein einzelnes Bouquet fortwährend wiederholend, als auch ein buntes Gemisch der lieblichen Kinder-Flora's darüber ausstreuen; auf buntfarbigem Grunde arbeitet man den Klein entweder in der Schattirung des Grundtons oder irgend einer unbefimmten grauen oder braunen, einer sogenannten neutralen Farbe. [1871]

(Schluß folgt.)

## Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

II.

(Fortsetzung.)

**Himbergelée, welches nur 5 Minuten kochen darf.** Auf 1 Pfund Himbeersaft nimmt man 1 Pfund gestoßenem und durchgeseihtem Zucker und läßt letzteren unter beständigem Rühren in einem irdenen oder gut emaillirten eisernen Geschirr über nicht zu starkem Feuer so siedendheiß werden, daß man die Hand nicht daran leiden kann; andererseits aber muß man auch den Zucker vor zu großer Hitze bewahren, damit er nicht gelb wird. — Dann gießt man den Saft hinzu, läßt ihn, vom Augenblick des Aufkochens an gerechnet, nur 5 Minuten kochen, nimmt den Schaum davon ab und gießt den Saft in Gläser. — Wenn sich beim Rühren des Zuckers kleine Kügelchen bilden, so schadet dies nicht, da sie in dem Saft wieder zerfallen.

**Apfelgelée.** Man wählt nicht sehr reife Reinetten, schneidet sie in Viertel, schält sie und thut jedes einzelne geschälte Stück sogleich in einen Napf mit kaltem Wasser, in welches man zuvor den Saft einer Citrone gebräut hat. Dann nimmt man die Aepfel aus dem Wasser heraus, thut sie in einen Kessel, gießt so viel kaltes Wasser darüber, daß die Aepfel damit bedeckt sind, deckt den Kessel zu und setzt ihn auf ein lebhaftes Feuer. — Die Aepfel müssen weich kochen, wozu etwa 20 Minuten gehören; dann schüttet man sie in ein feines Haarsieb und läßt den Saft ablaufen. Nun wiegt man letzteren und fügt auf je 1 Pfund desselben 1 Pfund grobgestoßenen Zuckers, nebst dem durch ein Stück Mousseline gepreßten Saft einer Citrone hinzu. Das Ganze thut man darauf in einen Kessel, setzt es auf ein starkes Feuer, läßt es unter beständigem Abschäumen etwa 10 Minuten kochen und fügt fünf Minuten vor dem Abnehmen vom Feuer auf jedes Pfund Saft die Schale einer Citrone hinzu. Letztere halte man in Bereitschaft; sie muß dünn abgeschält, in Streifen geschnitten und in Wasser recht weich gekocht sein. Wenn man den Geschmack der Citronenschalen nicht besonders liebt, lasse man sie ganz fort oder koche nur eine Kleinigkeit davon mit den Aepfeln aus. Nachdem man den Fruchtstift vom Feuer genommen hat, gießt man ihn augenblicklich in Gläser. Dies Gelée wird erst nach Verlauf mehrerer Tage vollkommen steif.

Viele meiner Freundinnen schälen bei der Bereitung dieses Gelées die Aepfel nicht, sondern wischen sie nur sauber ab, bevor sie dieselben zer schneiden, indem sie behaupten, die beste Gallerte sei in der Schale enthalten. Ohne dieser Meinung vollkommen beizupflichten, kann ich doch aus eigener Erfahrung bestätigen, daß das aus ungeschälten Aepfeln bereite Gelée leichter steif wird, als das, zu welchem man die Früchte schält, daß es aber nicht den feinen Geschmack hat, wie letzteres.

Auch die Borsdorfer Aepfel und die sogenannten Hasenköpfe liefern ein schönes Gelée.

**Quittengelée** wird wie das Apfelgelée bereitet; nur muß das Auskochen der Früchte länger dauern, da die Quitten sehr hart sind. Ihr Geschmack ist ausgeprägt genug, weshalb es überflüssig ist, noch Citronenschale hinzuzufügen.

**Sogenannte Confitures de Bar.** Von allem bekannnten Eingemachten ist die Zubereitung der Johannisbeeren nach der in der Stadt Bar in Frankreich üblichen Weise zwar am langwierigsten, aber fast nicht zu verfehlen.

Man nimmt die größten, noch nicht vollkommen reif gewordenen Johannisbeeren und pflückt sie vorsichtig, am besten mit einer Gabel, ohne die Beeren zu beschädigen, von ihren Stielen. Hierauf müssen aus jeder Beere mittelst einer sehr dünn und spitz zugeschnittenen Gänsefeder die Kerne herausgenommen werden. Man steckt zu diesem Zwecke die Feder Spitze in die, durch das Loslösen vom Stiel entstandene kleine Oeffnung, um so viel wie möglich die zu starke Beschädigung der Frucht zu vermeiden. Begreiflicher Weise erfordert dies Geschäft viel Geschicklichkeit und Geduld. Ist es beendet, so wiegt man die Beeren und nimmt auf 1 Pfd. davon 1 1/2 Pfd. vom besten, in kleine Stücke geschlagenen Zucker. Auf jedes Pfund Zucker mißt man dann ein reichliches Weinglas voll Wasser ab und setzt Wasser und Zucker auf das Feuer. Den Zucker läutert man, indem man ein wenig Eiweiß hineinthat (auf 6 Pfund Zucker etwa das Weisse eines Eies), das Ganze gut untereinander mischt, unter beständigem Umrühren aufkochen läßt und den Schaum sorgfältig davon abnimmt. Den Zuckersaft läßt man nun so lange kochen, bis, wenn man durch die Löcher des Schaumlöffels in den daran haftenden Zuckersaft bläst, auf der anderen Seite des Löffels sich Blasen bilden; dann wirft man die Johannisbeeren in den Zuckersaft, läßt sie einige Minuten kochen, nimmt sie vom Feuer und schüttet sie in einen Napf, um sie nach einiger Abkühlung in Gläser zu füllen. Man beunruhige sich nicht, wenn die Früchte für den Augenblick well und hohl erscheinen, ihr Verbleiben in dem Zuckersaft läßt sie nach und nach anschwellen und stellt sie fast in ihrer ursprünglichen runden Form wieder her, wozu man viel beitragen kann, wenn man den Napf, in welchen man die gekochten Früchte gethan hat, so lange hin und her bewegt, bis die Früchte ziemlich abgekühlt sind. Durch diese schankelnde Bewegung, in welche die Früchte gesetzt werden, wird die leere Mitte derselben mit dem Zuckersaft angefüllt und ihnen ihre Rundung wiedergegeben.

Dieses Eingemachte, welches ganz köstlich ist und selbst bei splendiden Diners nicht zu häufig gesehen wird, thut man in kleine Gläser, welche zierlich genug sind, um beim Dessert aufgetragen werden zu können. Man bedeckt diese mit einem großen Stück Papier (ohne dasselbe festzubinden) und läßt sie mindestens 8 Tage unberührt stehen. Dann schneidet man, wie für alles andere Eingemachte, runde Papierstücke genau von derselben Größe, wie die Oeffnung der Gläser, taucht sie in Franzbranntwein und legt sie über die Früchte; darauf erst werden die Gläser mit Papier bedeckt, welches man festbindet, oder noch besser mit einer Auflösung von Gummi arabicum festklebt. (Fortsetzung folgt.)

# Billet doux.

Wilhelm Taubert.

Moderato grazioso.

The musical score for 'Billet doux' is a piano piece in 3/8 time. It begins with a 'Moderato grazioso' tempo. The score is written for piano and includes various dynamics and articulations. Key markings include 'pp' (pianissimo), 'cresc.' (crescendo), 'dim.' (diminuendo), 'con fuoco' (with fire), 'dolce tranquillo' (sweetly and tranquilly), 'con anima' (with spirit), and 'smorzando' (fading). Pedal markings ('Ped.') are used throughout. The piece concludes with a 'ppp' (pianississimo) dynamic.

(876)

## Die Mode.

Wir wollen in unserem heutigen Bericht über das, was man trägt, der Einfachheit den Vorrang geben und zunächst einige Kronenaden-Toilettenmuster, welche das Auge nicht durch Pracht, sondern durch Anmuth und Zweckmäßigkeit anziehen. — Da ist zuerst eine Gruppe blühender junger Mädchen, ansehnend in den Jahren von 14—18; als wären sie uniformirt, tragen sie sämtlich Blusen von leichtem weissen Stoff; einige derselben sind von Mouffeline mit gesticktem Einfaß, andere von weissem Cashmir mit bunter Seidenstickerei verziert; — Hüde von grünem, von rosa Barège, von hell gelbem Poulard, theils ohne Garnitur, theils unten am Saum mit einem schmalen Volant abschließend; breite Vandaürtel mit Schleifen und langen Enden; andere Vandaürtel, vorn durch eine Schnalle geschlossen und ohne Schleifen, nur in zwei langen Enden niederhängend; kleine Hüte von weissem, von barmatzenem, von schwarzem Stroh, mit schwarzem oder schottischem Sammet eingefasst, mit schwarzen, braunen, weissen Federn garnirt, auch ein schotisches Mützen mit weissem Taubenzügel, einige schwarze Maskenschleier, ein kleiner weisser Schleier mit Schmelzstrangen befestigt — auf der Gartenbank in der Nähe des fröhlichen Trupps einige weiße, mit Volants garnirte Schwarzes und buntnarbige Paletots, deren Stoffe mit den Kleidern der jungen Damen harmoniren; — das Alles vereint dürfte ein Bild anspruchsloser Mädchentoiletten geben.

Damen in reiferen Jahren, dem eigentlichen „Alter“ noch fern stehend und mit schönem Wuchs begabt, können zu Roben von etwas festem Stoff keinen besseren Schnitt wählen, als die forme princesse, welche namentlich zu der

jezt sehr gemäßigten Ausdehnung des Reifrocks im besten Einklang steht. — Mehr als an jeder anderen Robe ist an der Robe princesse der Besatz wesentlich. Soutache oder aus Sammet ausgeschlagene Arabeskenmuster sind modisch und grazios, doch darf man auch hier nicht die in bunter Seide auf Cashmir gestickten Vorten unerwähnt lassen, welche unter den kostbareren Confectionsaquaturen jezt einen hohen Rang behaupten. Das Gerson'sche Magazin giebt Gelegenheit, dieses neue Ergebnis der weiblichen Handgeschicklichkeit in vielfacher Anwendung kennen zu lernen. — Ein wohlfeilerer, doch gleichfalls moderner Besatz sind die in Damenreitmuster carrirten Vorten, und ist es gegenwärtig vollkommen elegant, auch die Nähte des Rockes mit Vorten zu besetzen. Das beim Besatz der Taille und Kermel die Nähte dann gleichfalls als Motiv einer übereinstimmenden Garnitur benutzt werden müssen, ist natürlich. Schwarze Taffetkleider werden jezt häufig mit glatten oder bogigen Streifen von schottischem Seidenstoff garnirt, was ihnen ein sehr ausdrucksvolles Ansehen giebt, die Garnitur mag nun in vorherrschend leuchtenden Farben oder in den beliebtesten Zusammenstellungen von Blau und Grün, Schwarz und Weiß gewählt sein.

Gelegentlich sei hier eines eigenthümlichen Besazes gedacht, welcher zu einer unten über dem Saum zu garnirenden Robe verwendbar ist. Er besteht aus Ringen und Band. Ringe, so groß als der Umfang eines kleinen Fingers, werden in angemessener Entfernung von einander in zwei Reihen, beispielsweise eine Hand breit auseinander, befestigt, doch so, daß die Ringe der beiden Reihen nie gerade übereinander, sondern stets über oder unter die Mitte des leeren Raumes der anderen Reihe zu stehen kommen. Durch diese Ringe nun wird in regelmäßiger Zwischenmutter ein Band gezogen, welches indes, anstatt der Ringe, auch durch runde oder viereckige Perlmutterknöpfe gehalten und befestigt werden kann.

Die Scheu der Damen vor den Fracks schwindet mehr und mehr, ja schwarze Fracks mit schwarzen Westen und buntnarbigen Hüden bilden sogar schon eine nicht mehr auffallende Straßentoilette. Manche Damen haben den Versuch gemacht, Frack und Rock zwar von gleichen Farben, doch in verschiedenen Mustern zu tragen, z. B. zu einem Rock von schwarz und weiß gestreiftem Taffet einen Frack von schwarz und weiß carrirtem Taffet; doch ist ein solches Arrangement natürlich nur zulässig bei Stoffen, die in genauer Farbenübereinstimmung zu haben sind. Zu dergleichen Anzügen sind sowohl Westen von schwarzem Atlas oder Sammet, als auch von weissem Riqua passend, und als beliebtester Schnitt derselben gilt gegenwärtig der mit langen, vorn zurückgeschlagenen Schößen (Zorn Louis XV.). Knöpfe sind an den Westen wie an den Fracks von großer Wichtigkeit und bilden neben Spitzen oder Zaffetrischen einen wesentlichen Theil ihrer Garnitur. Zu den genannten Westen werden Chemisets mit Jabot und folglich auch Unterärmel mit übereinstimmenden Manschetten getragen.

Die Gürtelbänder zu leichten gestickten Tarlatankleidern, zu Mouffeline- oder Seidenroben mit abgepaßten oder durchgehenden (Plein-) Mustern wählt man stets in den Farben, welche im Stoff der Robe die herrschenden sind, und wömmöglich auch in Dessins, die mit denen des Kleides nicht in stilistischem Widerspruch stehen. In großen Modemagazinen ist für Uebereinstimmung dieser Artikel gesorgt, und auch die stählernen vergoldeten Schnallen fehlen nicht, welche der jezigen Mode gemäß 10—13—15 Centimeter hoch sein müssen. Für die breiten, die Taille sehr verkürzenden Ledergürtel spricht sich der Geschmack der Damen gleichfalls so entschieden aus, daß sie dieselben sogar über dem Paletot tragen. Zu leichten Sommerkleidern bilden gerade gestickte Schwarzes mit Volant, Falmas oder Pelzerinnen vom Stoff der Robe noch immer beliebte Ergänzungen der Straßentoilette. Sind sie von durchsichtigem weissen Stoff, so

erhalten sie gewöhnlich farbige Unterlage. — Seidene und wollene Spitzen...

Die Art weider, langhaariger Wollentücher von mäßigem Preis, carirt...

Mit der Ghausure läßt sich, wie mit allen Toilettegegenständen, je nachdem man will...

Wer indes aus Bequemlichkeits- oder Kasien-Rücksichten die Fußbekleidung vereinfachen will...

Einfarbig bunte oder bunt gestreifte Strümpfe von Seide oder Zwirn mit weissenenden Zwickeln werden auf Reisen oder bei Landausenhalt...

An der Ludoamer, mit welcher die jungen Damen die großen Ketten tragen, läßt sich erweisen, wie gern sie überhaupt „Ketten tragen“...

Schlieflich noch einige Bemerkungen über Kindertoiletten: Der spanische, vorn ausgeschnittene Schnitt der Jäckchen (Form Figaro) ist in der Garderobe...

Ganz kleine Knaben werden in kurze Röckchen gekleidet, denen die Ergänzung eines übereinstimmend garnirten Jäckchens natürlich nicht fehlen darf...

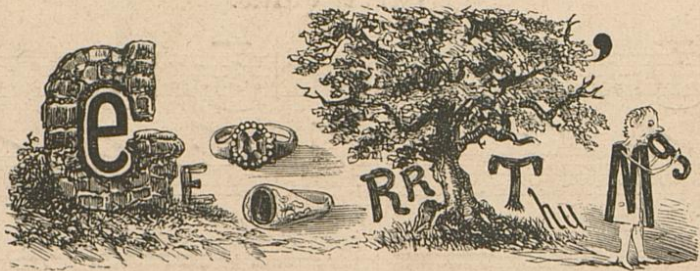
[887] Veronica v. G.

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe aus maisselbem Taffet. Die Garnitur des Rockes besteht aus zwei breiten, in versetzliegende Tollfalten arrangirten Buffen...

Fig. 2. Rock aus weißem Taffet, unten bedeckt mit drei Reihen leichter Buffen aus weißer Gaze...

Rebus.



Charade.

Mein Erstes ist auf hoher Alp' gelegen, Mein Zweites hier und dort, auf allen Wegen; Mein Ganzes findet man am Ostseestrand, War schon im grauen Alterthum bekannt.

[888]

A. S. C.

Auflösung des Buchstabenräthfels Seite 280.

„Harmonie — Harm — D nie!“

Auflösung des Rebus Seite 280.

„Wer den zweiten Schiffbruch leidet, darf nicht über das Meer klagen.“

Aehrenlese.

Der beste Mensch, der seine Wohlthaten mit raubem Wort und mit saurer Miene spendet, vermindert so den Werth der Gabe, indem er durch diese Weise oft aufs Empfindlichste verletzt.

Die sorgsamste und thätigste Hausfrau, wenn sie nicht mit ihrem Fleiße Maß und Ordnung zu paaren versteht, wie wenig wird es ihr dann gelingen, ihr Haus bequem und freundlich zu gestalten.

Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt.

Sittlichkeit und Tugend fördert Kunst und Poesie.

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung.

Wir handeln sittlich gut, sobald wir nur darum so handeln, weil es richtig ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist.

Das höchste Ideal, nach dem wir ringen, ist, mit der physischen Welt als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu stehen, ohne darum genöthigt zu sein, mit der moralischen zu brechen, die unsere Würde bestimmt.

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat.

Will der Starke geliebt sein, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern; will der Schwache geachtet sein, so mag er seiner Dummheit durch Würde aufhelfen.

Da Reichthum das Mittel ist zur Befriedigung der Wünsche, so giebt es zwei Wege zum Reichthum. Entweder so viel Schätze zusammenzuraufen, das sie zur Erfüllung unserer Wünsche ausreichen, oder unsere Wünsche so zu beschränken, daß wir der Reichthümer nicht bedürfen.

Bist Du allein, so denke an Deine Fehler. Bist Du in Gesellschaft, so vergiß die Fehler des Andern.

Frauen besitzen das Genie des Wohlthuns. Der Mann giebt nur Geld, die Frau giebt ihr Herz dazu. Fünf Thaler in den Händen einer guten verständigen Frau kann den Armen größere Erquickung schaffen, als fünfzig Thaler in den Händen eines Mannes. Wirkliche Mithätigkeit erneuert noch lässlich das Wunder von der Verwiltigung der sieben Brode und zweien Fische.

Auf dem Wege der Freundschaft muß man nicht Gras wachsen lassen.

Correspondenz.

Eine Abonnentin auf S. bei W. Ein ungeschickliches und schon oft bewährtes Mittel gegen rothe Hände ist folgendes: Man reibt die Hände nach dem jedesmaligen Waschen des selben, sowie auch des Abends vor dem zu Bett gehen, mit flüssigem Glycerin ein und zieht alsdann weiche lederne Handschuhe an...

Mehrere Abonnentinnen in Leipzig. Es hat sich bis jetzt wenig Interesse für diese Arbeit bemerkbar gemacht, weshalb wir Anstand nahmen, weitere Berichte darüber zu geben — wir wollen indes überlegen, was sich thun läßt.

Dr. L. S. in K. Um Locken auch bei weichen Haar lange kraus zu erhalten, empfiehlt es sich, das Haar beim Aufwachen mit einem Aufguss von Leinsamen anzuseuchen. — Ein Rezept zum Anstreichen der Fußböden finden Sie auf Seite 216 des Jahresgangs.

Dr. S. in F. In den betreffenden Beschreibungen genannten Firmen sind die, an welche Sie sich um Erlangung der Gegenstände wenden können.

Dr. A. v. J. W. Ein derartiges Mittel, wie Sie es wünschen, steht uns nicht zu Gebote.

Dr. G. S. in Z. Blumentailen werden noch viel getragen — im folgenden verweisen wir Sie auf unsere Modenbilder.

Berichtigung.

In der Beschreibung des Modenbildes auf Seite 280, fünfte Zeile des ersten Satzes, muss es anstatt „16 einzelne Blätter“ heißen „6 einzelne Blätter“.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen.

Da der Bazar vierteljährlich bekanntlich nur 12 mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition



(Die Detail-Abbildungen zur Roben-Garnitur der ersten Figur werden in einer der nächsten Arbeits-Nummern erscheinen.)